

Capri

ZEITSCHRIFT FÜR SCHULE GESCHICHTE 1/88

Die Schrecken Capris.

München, 3. September.

Wir werden gebeten, die folgenden Mitteilungen zu veröffentlichen:

Aus
der „Münchener Post“
(SPD-Blatt!) vom
4.9.1906

Between the devil and
the deep blue sea

Capri ist das
ELDORADO, der sicherste
Hafen für Päderasten

Keine Deutschen, nur
Erbfeinde und Engländer

Keine Deutschen.
Vgl. Capri 1/87, S. 19

Adelsward-Fersen, ein Schwede,
vgl. Peyrefitte, Emil auf Capri

Zahllose Bücher über die Insel Capri, Reisebeschreibungen, Broschüren, Gedichte, Novellen sind schon veröffentlicht worden und alle erzählen in mehr oder weniger überschwänglichen Worten von der Schönheit dieser Insel. Und schön ist sie, das kann kein Mensch leugnen, vielleicht der schönste Punkt der Welt, denn nicht oft findet man so viel mannigfaltige Naturherrlichkeit auf einem verhältnismäßig kleinen Punkte vereint. Schroffste Felspartien, lachende Täler, das wunderbar leuchtende Meer, schimmernde blumige Gärten, einsame Gebirgswiesen, die an die Alpen erinnern, lustige, lebensfrohe Städtchen, eine reine, milde und doch frische Luft. Ein Paradies auf Erden, wahrlich! Eine blühende rote duftende Rose! Ja, ein Paradies, in dem ein verderbenbringender Teufel das Zepter schwingt, eine Rose, in deren Kelch ein schrecklicher Wurm irrt. Capri ist das Eldorado, der sichere Hafen für Päderasten. In jedem anderen Lande wird eben diese Menschenorte aufs strengste verfolgt; nur hier dürfen sie sich ungehindert einnisten und unter einer braven, einfachen Landbevölkerung ihr Unheil stiften. Und sie sind nicht einmal von der Sorte, die unter dem Namen „Freundlinge“ bekannt ist. Wenn zwei erwachsene Männer, die wissen, was sie tun, sich dieser sonderbaren Abart der Liebe hingeben, so ist das schließlich ihre Sache und geht gerechterweise niemanden etwas an. Was aber von den Capri-Päderasten, wenigstens von den meisten, getrieben wird, ist nichts anderes als Rinderschändung. In den seltensten Fällen sind ihre Opfer über 14 Jahre alt, und es gibt kaum eine Familie mehr auf Capri, der nicht auf diese Weise ein Sohn ruiniert wurde. Wohl gemerkt, sind diese Päderasten ausschließlich Fremde, Engländer oder Franzosen und merkwürdigerweise ist Capri, d. h. die Stadt selbst und der untere Teil der Insel, der Hauptsitz dieser Teufelei. Anacapri ist, soviel mir bekannt ist, ganz frei. Unbegreiflich bleibt es mir, wie bis jetzt diese elende Menschenrotte so ungehindert ihr Unwesen treiben durfte. Seit dem Falle Krupp-Allers, der so ziemlich totgeschwiegen wurde und dessen einer Beschuldigte sich das Leben nahm, der andere die Flucht ergriff, hat niemand den Mut, den Schleier von dem Sündenpfehl, der hier besteht, wegzureißen. Da leben sie ruhig weiter, die großen Signoris, schänden die Kinder, die Untertanen Italiens, stürzen ihre eigenen und andere Familien in namenloses Unglück, bleiben aber unbehelligt, geachtete, umschmeichelte und geehrte Mitglieder der Gesellschaft. Man muß fragen: warum? Es gibt in Capri einen Franzosen, der sich à la Tiberius eine prachtvolle Villa gebaut hat. Dieser Mensch hat in Paris

CAPRI ist das Korrespondenz- und Mitteilungsblatt der FREUNDE EINES SCHWULEN MUSEUMS IN BERLIN, friedrichstraße 12, 1 Berlin 61.- Redaktion: Manfred Herzer. Herstellung: Schwulenreferat des AStA der FU Berlin. 2.Jg. Nr. 1, Mai 1988.

Inhalt

Manfred Herzer: Schwule Preußen warme Berliner	3
Erwin Jäger: Vautrins Söhne und Leser	26
Hubert Kennedy: Unbekanntes über Sagitta	38
Bruno Balz: Heiliger Abend	47

Fortsetzung von der ersten Umschlagseite:

eine prachtvolle Villa gebaut hat. Dieser Mensch hat in Paris zahllose kleine Kinder geschändet und dann weggeworfen, war eingesperrt und wurde als irrsinnig erklärt und durch ungeheuren Geldaufwand frei gemacht. Seine Freiheit benutzte er, auf Capri eine Villa zu bauen und wird hier mit Freuden bewirtet und ehrenvoll empfangen.

Ein Engländer lebt hier, von dem sich seine junge Gattin, die ihn unfählich liebte, scheiden ließ, weil sie entdeckte, daß ihm die „Gesellschaft“ seiner schmutzigen Bauernbuben lieber war, als ihre eigene. Er lebt nun, von ihrem Gelde erhalten, in dieser Gesellschaft auf Capri, ein bekannter Bäderast.

Den Gipfel der Schlechtigkeit hat aber unstreitig ein anderer Sohn Großbritanniens erreicht, der, von seiner Gattin geschieden, die er durch systematische Mißhandlung zur Untreue trieb, hier auf Capri mit seinen beiden kleinen Knaben sein Zeit aufschlug. Das jüngere Kind wurde der Mutter zurückgegeben. Das ältere benutzte dieser Unmensch zu seinen gemeinen sündhaften Lusten! Als die Mutter dies erfuhr, kam sie in Begleitung ihres Dienstmädchens und des kleineren Knaben nach Capri, um womöglich ihren älteren Sohn aus den Klauen dieses entmenschten Vaters zu retten. Sie wandte sich an den Sindaco Capris, der auch Besitzer des ersten Hotels dort ist. Am Tage, nach dem sie sich demselben anvertraut hatte, war ihr Gatte mit dem Knaben verschwunden. Ist nun die Frage unberechtigt: warnte der Sindaco den betreffenden Herrn, der ein häufiger Gast seines Hotels war, wollte er einen die Insel und damit den Fremdenverkehr schädigenden Skandal verhindern? Zu dieser Annahme muß unwillkürlich jeder unbefangene urteilende Mensch gelangen. Jedoch die Tragödie begann erst. Nachdem der Gatte seinen ältesten Sohn in Sicherheit gebracht hatte, kehrte er nach Capri zurück und brütete Rache. Und er führte sie auch aus in einer Weise, wie sie nur von einem völlig gewissen- und gefühllosen schlaun Verbrecher ausgeführt werden kann. Eines Tages raubte er der Mutter das jüngere Kind, nachdem er sie mit brutalen Faustschlägen zurückgestoßen hatte. Rasend vor Schmerz und Jammer zauderte sie nun nicht länger, Anzeige über das Gebaren ihres Gatten bei den Gerichten in Capri und Neapel zu machen, und zurzeit spricht ganz Capri und Neapel von weiter nichts, als vom „Fall Douglas“. Zeugen gegen diesen Menschen gibt es genügend, ein Knabe, der bei ihm die Stelle eines Bedienten inne hatte, vermag sogar auszusagen, auf welche Weise er seine Verbrechen mit seinem eigenen Sohne verübte, andere Knaben erzählen mit ekelregender Genauigkeit, wie er sie verführen wollte und sie ihm dann davonliefen. Aber Herr Douglas, der noch trotz seiner Degeneration die ganze Schlaunheit und Lügenhaftigkeit seiner früheren diplomatischen Laufbahn beibehalten hat, verkümmert nun ein wahrhaft bewunderungswürdiges Lügengewebe, um sich zu retten. Das geraubte Kind brachte er in das Haus des amerikanischen Konsuls Mr. Jerome und gab demselben damit die beneidenswerte Rolle des Helfershelfers eines Verbrechers. Unglücklicherweise ist der englische Konsul, Mr. Trotter, auf Urlaub abwesend, ein Umstand, der Douglas sehr förderlich war, da dieser Herr ein echter gerader Gentleman ist und diese Däster Capris haßt und verfolgt. Ebenso der erste Richter Capris und eine Minorität. Dabei aber bleibt es. Was von Ausländern und insbesondere Kaufleuten, Hotel- und Café-Besitzern hier weilt und von den Besuchen und der Protektion dieser Herren fett und reich wird, steht ihnen selbstverständlich bei, trotzdem sie selber von der Wahrheit der Verbrechen überzeugt sein müssen. Die Zeugen, die manchmal Douglas brachte, um zu beweisen, daß er ein „Gentleman“ sei, reizen

oft zum Lachen und grenzen ans Komische. Alte englische Damen, der Stadtpfarrer Capris usw., vor denen er wohl kaum seine „Veräußerungen“ ausgeübt haben wird, Besitzer der ersten Cafés, die, um seine Kundschaft nicht zu verlieren, nur zu bereit sind, zu schwören, daß er ein unschuldig verfolgter Heiliger ist. Und auf der anderen Seite sagen die Zeugen gegen ihn Dinge aus, die man kaum denken, geschweige denn aussprechen mag. Dinge, die jedem anständig denkenden Menschen Ekel, Abscheu und Wut verursachen müssen. Daß es zu einem derartigen Gewaltstreik kommen mußte, daß es ein Weib sein mußte, das den ersten Anstoß gibt, Licht in die finsternen verbrecherischen Höhlen der Capri-Bäderastern fallen zu lassen, ist eigentlich kein Ruhm für das italienische Sittlichkeitsgefühl. Immer wieder muß man

sich fragen, wie es möglich sein kann, daß derartige Begebenheiten wie die Verbrechen der Capri-Bäderastern so lange ungehört und un verfolgt vor sich gehen können und noch dazu auf einem so kleinen Orte wie Capri, wo doch jeder über die Angelegenheiten seiner Nachbarn genau unterrichtet sein muß. Die Zahl der anständig denkenden Menschen ist eben in der Minorität. Wenn ein Mann, besonders wenn er Geld hat, sich dauernd auf Capri niederläßt, so judt man vielfach die Schultern. Den poetischen Namen „Sireneninsel“ dürfte man ruhig in „Bordell für Bäderastern“ umwandeln, — es läme der Wahrheit näher! — Und nun wird bei den Gerichten in Neapel ein wütender Kampf ausgefochten, ob das geraubte Kind seiner vor Hammer fast irrsinnigen Mutter oder dem Vater, dem wohlbekannten und seiner Verbrechen überführten Anabenschänder, zurückgegeben werden soll. Es ist ja eine bekannte Sache, daß gegen teuflische Schlaunheit — und die besitzt Herr Douglas in großem Maße — selbst die Gerechtigkeit nicht aufkommen kann.

Möge diese traurige Sache dazu beitragen, Capri, dieses schöne, vielbesuchte und vielbesungene Fleckchen Erde, von dem Krebsgeschwür zu heilen, das an seinem Leben frist und durch das es bald einen Weltruf der Gemeinheit und Verworfenheit erlangen wird.

Capri, Ende August 1906.

Manfred Herzer

SCHWULE PREUSSEN WARME BERLINER*

Im Jahre 1904 erschien in dem Berliner Verlag von Hermann Seemann Nachfolger ein kleines Buch von 77 Seiten Umfang, das den Titel trug: "Berlins drittes Geschlecht". Zum ersten Mal überhaupt wurden darin das soziale Leben, die vielfältigen Formen der Geselligkeiten und Lebensgemeinschaften der mit diesem seltsamen Namen belegten Bevölkerungsgruppe einer Großstadt beschrieben. Der Autor jenes Werkes gehörte selbst zu dem von ihm so genannten dritten Geschlecht, es war der Arzt Magnus Hirschfeld, der damals noch nicht in Berlin, sondern in Charlottenburg, in der Berlinerstraße 104, heute Otto-Suhr-Allee 93 praktizierte und dort zugleich einer Organisation vorstand, die er einige Jahre zuvor dortselbst gegründet hatte, einer Organisation, die unter dem unverfänglichen Namen "Wissenschaftlich-humanitäres Komitee" eine Bewegung und einen Befreiungskampf gegen die Verfolgung der Homosexuellen führen wollte. Die Bezeichnung "drittes Geschlecht" für diese homosexuellen Berlinerinnen und Berliner hatte Hirschfeld nicht selbst erfunden. Er konnte sie den Schriften Platons und französischen Romanen des 19. Jahrhunderts (Balzac und Gautier) entnehmen. Für seine populären Aufklärungszwecke schien ihm diese Benennung besonders geeignet, weil sie als einzige einigermaßen bekannte fast keine verächtliche und herabsetzende Nebenbedeutung besaß. Ein Buch über Berlins drittes Geschlecht und eine organisierte Bewegung zur Befreiung dieses dritten Geschlechts von Verfolgung durch Strafrecht und Polizei, öffentliche Meinung und gewöhnliche Erpresser - das gab es in keiner andern Stadt zu jener Zeit, weder in Deutschland noch in einem andern Land. Natürlich gab und gibt es in allen großen Städten der Welt mehr oder weniger verborgene und dennoch öffentliche Orte, an denen nach unausgesprochenen und dennoch gewußten Regeln die gleichgeschlechtliche Sexualität stattfindet; und anscheinend ist die Größe der Stadt von Einfluß auf Ausmaß, Sichtbarkeit und spezialistische Vielfalt jener Orte. Betrachtet man aber das homosexuelle Leben Berlins, nicht bloß als Augenblicksbild, wie es sich etwa gegenwärtig darstellt, sondern in seinem Wandel während der vergangenen zweihundert Jahre, dann gewinnt man den Eindruck einer spezifischen Eigenart der Homosexualität in Berlin im Unterschied zu andern großen Städten.

Man hat den Veränderungsprozeß, dem die männliche Homosexualität - von den Lesbierinnen soll hier nicht die Rede sein - in den europäischen und nordamerikanischen Industrieländern ausgesetzt war, als einen Vorgang der Enttabuisierung, der moralisch-ethischen Umbewertung und der damit zunehmenden Selbstartikulation der Schwulen beschrieben. Ich möchte behaupten, daß Berlin in diesem für die westliche Zivilisation charakteristischen Prozeß, der im 18. Jahrhundert einsetzte und heute noch andauert, wenigstens in einigen Phasen so etwas wie ein avantgardistischer Faktor gewesen ist; wesentliche Aspekte dieser Entwicklung waren etwa: die Entdeckung des Themas durch die Gerichts- und Irrenärzte im 19. Jahrhundert, die Uminterpretation der Homosexualität von Sünde und Verbrechen in Krankheit, die Selbstorganisation von Homosexuellen zu einer Bewegung und, seit Beginn unseres Jahrhunderts, die Nutzung der Massenmedien - der Presse und des Films - für die Kommunikation der Schwulen untereinander und für die Propagierung der Emanzipationsziele; all dies nahm mehr oder weniger eindeutig von Berlin seinen Ausgang. Um diese Behauptung plausibel zu machen, müßte man die Entwicklung des homosexuellen Lebens der großen europäischen Städte in Parallele zur berlinischen Geschichte darstellen, um so im Kontrast den Sonderfall Berlin zu verdeutlichen. Das kann aber hier allein schon deshalb nicht geleistet werden, weil die einschlägigen Forschungen kaum erst begonnen haben(1). Soweit ich sehe, behinderte das Tabu der Homosexualität die diesbezügliche Geschichtsforschung in andern Städten mindestens ebenso stark wie in Berlin. Ich will stattdessen aus der ohnehin nur bruchstückhaft bekannten schwulen Stadtgeschichte hier einige Aspekte, Ereignisse und Personen skizzieren und dabei etwas von dem Gewicht spürbar werden lassen, das diesem gemiedenen Kapitel aus der Geschichte Berlins tatsächlich zukommt.

Die frühesten Nachrichten über schwule Männer in Berlin verdanken wir der Tatsache, daß der Staat seit dem Mittelalter die homosexuellen Handlungen seiner Untertanen als Verbrechen verfolgte und mit dem Tode bestrafte. Das Preußische Landrecht, das seit dem 16. Jahrhundert in Berlin galt, bestimmte für Sex mit Personen gleichen Geschlechts wie auch für Sex mit Tieren im Artikel 116, daß man die Ertappten "der Gewohnheit nach mit dem Feuer vom Leben zu dem Tode richten" solle. Aus den fragmentarisch im Preußischen Geheimen Staatsarchiv erhaltenen Akten der Berliner Stadtgerichte hat der

Berliner Sexualwissenschaftler Hans Haustein jene Fälle publiziert, die die damals sogenannte Sodomie betreffen (2). Demnach verurteilte das Berliner Stadtgericht am 11. Juni 1704 zwei Männer, Martin Schultze und Ludwig Le Gros, "zum Tode durch das Schwert mit nachfolgender Verbrennung", nachdem sie gestanden hatten, "miteinander Unzucht getrieben zu haben". Vier Tage später, am 15. Juni vollstreckte man das Urteil, tötete die beiden Männer und verbrannte ihre Leichen. Immerhin scheinen die Tötungen wegen Homosexualität in dem untersuchten Zeitraum, erstes Drittel des 18. Jahrhunderts, nicht allzu häufig gewesen zu sein, viel häufiger kam es zu Todesurteilen wegen Sex mit Tieren. Haustein berichtet auch von mehreren Freisprüchen wegen fehlender Beweise und nur von einer einzigen weiteren Verurteilung mehr als zwanzig Jahre später, im Jahre 1729: Der 30jährige Ephraim Ostermann wird am 31. Januar 1729 zum Tode durch das Schwert und folgendes Verbrennen verurteilt, nachdem er gestanden hat, den Lehrburschen Martin Köhler zweimal das Glied mit dem Munde steif gemacht und den Samen geschluckt zu haben, "denn dies sei seine Ergötzlichkeit gewesen, wenn er eines anderen Samen geschluckt, sei ihm zugleich der seine weggegangen. Ostermann gibt weiter zu, mit etwa 20 Mannspersonen, wenn sie schliefen, das gleiche Delikt begangen zu haben".

Über die strafrechtliche Verfolgung homosexueller Männer während der Herrschaft Friedrich des Großen wissen wir heute nichts. Zwar schaffte er 1746 die Todesstrafe für Sex mit Tieren ab(3), doch blieb sie für Sex zwischen Männern oder Frauen bis 1794 bestehen. Dann wurde sie von Friedrichs Nachfolger abgeschafft und durch Zuchthausstrafe von mindestens einem und höchstens acht Jahren sowie Prügelstrafe ersetzt. Erst 1851 milderte man die Strafe für schwulen Sex noch weiter ab und ließ die lesbische Liebe völlig straffrei.

Die Zeit der Herrschaft Friedrich des Großen ist aber in anderer Hinsicht bemerkenswert. Seit dem Jahr 1753 erschienen mehrere anonyme Schriften in französischer Sprache, in denen angedeutet oder direkt behauptet wurde, daß der König selbst und auch sein Bruder, der Prinz Heinrich, der Liebe zu schönen Jünglingen obliegen und keine Neigung zur Frauenliebe haben sollen. Über den Wahrheitsgehalt dieser Behauptungen können wir heute mit letzter Sicherheit nichts sagen (4). Offensichtlich vollzog sich zu jener Zeit in Berlin ein Wandel der Einstellung zur Sodomiterey, Päderastie

oder griechischen Liebe - so lauteten die damals üblichen Bezeichnungen. Der König selbst veröffentlichte unter anderm zwei selbstverfaßte Spottgedichte auf die Jesuiten, in denen er sich über die von ihnen vermeintlich ausgeübte Päderastie lustig macht und sogar Jesus und Johannes als päderastisches Liebespaar bezeichnet (5). Ähnliche Töne finden sich bei dem Arzt und Philosophen Julien de La Mettrie, der wegen seiner atheistischen Ansichten sowohl aus Frankreich wie später aus Holland ausgewiesen wurde und seine letzten Lebensjahre am Hof in Potsdam verbrachte. Hier schrieb er seine Abhandlung *Anti-Sénéque, das höchste Gut oder Philosophische Gedanken über die Glückseligkeit*. Er behauptet darin die völlige Relativität aller Sittenmaßstäbe und verweist auf Aristoteles, der sogar Päderastie befürwortet habe. Schließlich erklärt er die Päderastie zu einer Frage des "persönlichen Geschmacks". Wie die Liebe überhaupt sei auch die Päderastie nur dazu da, den Menschen Freude zu bereiten (6). Das Buch wurde allerdings bald nach Erscheinen in Preußen verboten.

Nicht verboten wurde hingegen ein anderes Buch, das 1782 erstmals anonym erschien und zu unserem Thema zwar den sozusagen offiziellen verurteilenden Standpunkt einnimmt, andererseits aber in ganz neuer Weise das Schweigen bricht und mit bis dahin nicht gekannter Breite und Ausführlichkeit das homosexuelle Leben Berlins beschreibt, so daß wir für jene Zeit der letzten Regierungsjahre Friedrichs Nachrichten über das Vorhandensein einer regelrechten und ausgedehnten schwulen Subkultur besitzen. Diese "Briefe über die Galanterien von Berlin", von dem österreichischen Schriftsteller Johann Friedel verfaßt, führen uns Verhältnisse und ein subkulturelles Milieu vor Augen, wie dies sonst im 18. Jahrhundert nur aus bedeutend größeren Städten wie London oder Paris bekannt ist, und es gibt keinen Anlaß, die Wahrheitstreue der Friedelschen Schilderungen in Zweifel zu ziehen:

"Herr W.(...) bath mich in die Gesellschaft einiger guter Freunde. Ich erschien mit ihm, und wir waren alle recht sehr vergnügt. Die Gesellschaft bestand aus neun Männern und zwei Damen(...) Ich bemerkte von Zeit zu Zeit, daß sich die Männerchen mit der wärmsten Zärtlichkeit halseten, küßten, die Hände drückten und einander Süßigkeiten vorschwatzen, als immer ein Stutzer der Dame hätte sagen können. Ich hielt all diese Auftritte für bloßen freundschaftlichen Ton, für wahre männliche Simpathie der Seelenstimmung. Und von der Seite betrachtet, bewunderte ich die kleine Zahl Herzinniger Freunde. Aber wie erstaunte ich

nicht, da ich hinter diese freundschaftlichen Misterien kam! Ich machte schon einige Glossen darüber, daß sich die Männer einander so schön thaten, und die Damen so ganz nur en Bagatelle ansahen.

Ich konnte die Verwunderung nicht bergen. Ich gestand sie Herrn W.

'O, darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Diese sieben Herren sind Warme.'

Warme ? Was soll das?

'Wissen Sie nichts davon, und sind schon vier Monathe in Berlin; das nimmt mich Wunder! Ich muß Ihnen schon eine kleine Beschreibung davon machen. Sie haben doch wohl von der sokratischen Liebe je was gelesen? Nun, sehen Sie, das sind lauter sokratische Liebhaber.'

Das ist ja recht schön.

'Wenn sie bei der Seelenliebe stehen blieben. Aber so mischt sich die ganze körperliche Liebe ins Spiel.'

Ohnmöglich!

'Wirklich! Doch lassen Sie sich nichts merken. Sie werden bald Augenzeuge davon seyn.'

Ich ward es! Ja, Freund, die Natur sträubt sich, so widersinnige Triebe zu kennen. Was man immer den Perser, den Muselmann, und den Italäner in der knabenliebe beschuldigen kann, finden Sie an diesen Aüsschweiflingen ganz. Nun, diese Herren, die sich mit der Päderastie amüsiren, werden Warme genannt. Könnten Sie wohl denken, daß in einem mehr als gemäßigten Himmelsstriche man auf so widernatürliche Ausschweifungen fallen würde?"(7)

Nach einigen Erörterungen über die sokratische Liebe in der griechischen und römischen Antike fährt Friedel fort:

"Und, Freund, diese Schweinereyen sind hier Galanterien, über die man in Gesellschaften wie über Mädchenliebe scherzet; die so ganz ohne Scheu ausgeübet werden, und über die man nicht einmal erröthet! Fast kein junger wohlgebildeter Knabe ist vor diesen Herren sicher. So bald sie ihn wittern, laufen sie wie Hirsche in der Brunst nach. Pfuy! über diese unflätigen Böcke! Groß und Klein, Jung und Alt, Vornehm und Gering - alles befängt sich mit diesem Possenspiele(...) Ich spaßen nicht, Freund! Die Großen stecken im eigentlichen Verstande so gut gut mit unter der Decke wie die Geringen, welche sich in diese Absurdität lediglich darum verliebten, um die vornehme Mode mitzumachen (...) Sie finden hier Häuser, die unter dem ehrsamem Titel einer Knabentabagie existiren, worinn sich Pürschchen von vierzehn, funfzehn, und mehrern Jahren zu diesem Zeitvertreibe einfinden; und sich nach Gelegenheit mit Mädchen entweder, oder mit warmen Brüdern unterhalten. Sie finden Kuppler und Kupplerinnen, die auf den Straßen herumwandern, und Kinder, auch wohl erwachsene Jünglinge aufsuchen, sie in dergleichen Häuser locken, und davon ihren Gewinn ziehen."(8)

Es folgt noch die Beschreibung einer solchen Knabentabagie und ein

Räsonnement über die möglichen Gründe für diese unbegreiflichen Verhältnisse:

"Ich sagte Ihnen auch schon, daß es hier solche Häuser gäbe, wo die Bübchen sich, wie die Mädchen in den öffentlichen Häusern darstellen(...) Ich gestehe es, ich war neugierig genug, mich durch Herrn W. in eine derselben führen zu lassen. O, Freund, wie bebt der rechtschaffene Mann vor dem Anblicke solcher Unfläthereyen nicht zurück! Eine Versammlung von zehn bis zwölf Knaben von verschiedenem Alter, Männer von verschiedenen Charakteren an ihrer Seite; auf jedem Gesicht Faunenwollust; - und so weiter. Weder Süßigkeiten, weder Unkosten wurden gespart, das Bübchen zu gewinnen. Da trank ein vierschrötiger Bachant seinem Ganymed aus vollen Weinbechern zu; dort schmiegte sich ein zweyter zu dem seinigen mit dem wärmsten Gefühle von Entzücken; hier tändelte wieder im Gegentheile ein loser Bube um den Bauchgürtel seines Zeus, und dort verschwand der Sieger mit seinem thrazischen Raube. Kurz, Freund, es übersteigt alle Erwartung, der man sich von der wilden Brunst dieser Versammlung machet.

Zum Dekmantel erscheinen von Zeit zu Zeit ein paar abgelebte Mamselchen. Findet es sich, daß von ohngefähr ein Gast, der nicht nach Knaben spühret, sich bis zu ihnen verirret, so sind sie die Grazien, die den Vorhof des Jupiters zu unterhalten suchen, indeß dieser graubärtige Donnergott sein Mütchen nach seinem Geschmacke hinter der Gardine kühlet(...) Bestürzt über die Wildheit der menschlichen Leidenschaft, und betäubt von den ekelhaften Eindrücken, die der Anblick derselben auf mich wirkte, kam ich nach Hause (...) Seit diesem Tage machte ich fast täglich neue Entdeckungen: Man versicherte mich, daß diese Ausschweifung erst seit den Zeiten Voltairs hier Mode wurde. Also hat der Mann seinen Witz und sein böses Herz in jeder Gesellschaft glänzen lassen, in die er kam? Durch den Zusammenfluß der Fremden von allen Nationen wäre dieses Laster noch allgemeiner geworden. Der Italiener habe auch in den kälteren Zonen Berlins seinen Geschmack nicht ablegen können, und dies um so mehr, da er hier gegen Italien gerechnet, ungleich mehrern Reitz an den hiesigen Ganymeden fand. Diese Lüsterheit, die anfangs nur aus Neugierde nachgeäfft ward, erhielt bald die allgemeine Herrschaft. Man fing an, in einem Unsinne, den man sonst evrabscheut hatte, eine Art von Delicatesse oder Preziosität zu finden (...) Der erste Eifer ging so weit, daß sich die jungen Pürschgen, die sich der Päderastie bestimmten, durch sichtbare Kennzeichen im Anzuge von den übrigen unterschieden. So war lange Zeit ein Jüngling mit einem starken Haarzopf, stark bepuderten Rücken, und einer dicken Halsbinde - ein Zeichen, daß er in die Gesellschaft der Warmen gehöre. Die Mitkonsorten wurden aber, da man an den dicken Zöpfen und stark bepuderten Rücken und dergleichen als einer neuen Mode bald Wohlgefallen fand, und nachahmte, sehr oft in ihrer Erwartung hintergangen"(9).

Diese recht entwickelte Subkultur im Berlin des Rokoko relativiert doch einigermaßen die Bedeutung der Stadtgröße als einer Randbedingung

für die Entfaltung schwulen Lebens. Paris hatte am Ende des 18. Jahrhunderts etwa dreimal so viel, London fünfmal so viel Einwohner wie Berlin, auch Wien war wesentlich größer. Offensichtlich spielen hier noch andere Faktoren eine Rolle bei der Entstehung eines sozialpsychologischen Klimas, das gesellschaftliche Gebilde hervorbringt, in denen auf der Grundlage der gleichgeschlechtlichen Sexualität Verkehrsformen und Verhaltensstile entstehen, die zwar von der umgebenden städtischen Kultur beeinflusst, dennoch davon wohlunterschieden sind, private Geselligkeiten, "Knabentabagien", Straßenprostitution und Erkennungszeichen der Kleidung und Haartracht. Eines kam bald noch hinzu: die allmählich öffentlich werdende Selbstreflexion der Warmen über ihr So-Sein und ihr Verhältnis zum Anderssein der Andern. 1791 finden wir in dem berliner "Magazin zur Erfahrungsseelenkunde", einer Art früher Fachzeitschrift für Psychologie, das Karl Philip Moritz, ein Professor für Altertumskunde an der Berliner Kunstakademie, herausgab, zwei anonyme Texte, in denen zwei Männer, die sich in einen andern Mann verliebt hatten, ihre Gefühlserfahrungen beschreiben. Obwohl hier noch nicht von grobsinnlichen Erlebnissen, sondern nur von einer unglücklichen Liebe die Rede ist, liegen damit die ersten schwulen Selbsterfahrungsberichte vor, die den Beginn der Herausbildung entsprechender Sozialcharaktere markieren(10).

Ich zitiere aus einem einschlägigen Liebesbrief, in Berlin am 7. Januar 1805 geschrieben:

"Du übst, Du guter, Lieber Junge, mit Deiner Beredsamkeit eine wunderliche Gewalt über mein Herz aus, und ob ich Dir gleich die ganze Einsicht in meinen Zustand selber gegeben habe, so rückst Du mir doch zuweilen mein Bild so nahe vor die Seele, daß ich darüber, wie vor der neuesten Erscheinung von der Welt zusammenfahre (...) Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei Dir schlafen können, Du lieber Junge; so umarmte Dich meine ganze Seele! Ich habe Deinen schönen Leib oft, wenn Du in Thun vor meinen Augen in den See stiegst, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet. Er könnte wirklich einem Künstler zur Studie dienen (...) Man wird mich gewiß, und bald, und mit einem Gehalt anstellen, geh mit mir nach Anspach, und laß uns der süßen Freundschaft genießen. Laß mich mit allen diesen Kämpfen etwas erworben haben, das mir das Leben wenigstens erträglich macht. Du hast in Leipzig mit mir geteilt, oder hast es doch gewollt, welches gleichviel ist; nimm von mir ein Gleiches an! Ich heirate niemals, sei Du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel! Geh nicht weiter auf dem Weg, den Du betreten hast. Wirf Dich dem Schicksal nicht unter die Füße, es ist ungroßmütig, und zertritt Dich. Laß es an einem Opfer genug sein. Erhalte Dir die Ruinen Deiner Seele, sie sollen uns ewig mit Lust an die romantische Zeit

unsres Lebens erinnern (...) Nimm meinen Vorschlag an. Wenn Du dies nicht tust, so fühle ich, daß mich niemand auf der Welt liebt. Ich möchte Dir noch mehr sagen, aber es taugt nicht für das Briefformat"(11).

In diesem Brief, den Heinrich von Kleist an den späteren preußischen Kriegsminister Ernst von Pfüel schrieb, besitzen wir den einzigen deutlicheren Hinweis auf des Dichters sexuelle Orientierung. Ähnlich wie bei Friedrich dem Großen wissen wir im übrigen nur, daß die Frauenliebe für ihn nicht in Frage kam. Andererseits ist, ebenfalls ähnlichen Spottgedichten Friedrichs über vermeintlich schwule Jesuiten, eine öffentliche Verhöhnung des damals als schwul bekannten königlichen Theaterintendanten Iffland überliefert: unter Anspielung auf Ifflands Vorliebe bedankt sich Kleist ironisch dafür, daß dieser sein Stück "Das Käthchen von Heilbronn" nicht zur Aufführung angenommen hat und läßt dies in den Zeitungen veröffentlichen.

Die früheste bisher bekannte Selbstbeschreibung eines Berliner Schwulen im modernen Sinne, der also über seine eigene Lust am Sex mit Männern berichtet und reflektiert, wurde im Jahre 1863 gedruckt; der Gerichtsarzt und Professor an der Charité Johann Ludwig Casper veröffentlichte in seinen "Klinischen Novellen zur gerichtlichen Medizin" diesen anonymen Text, den man ihm zugeschickt hatte aufgrund seiner damals bahnbrechenden Arbeit über Päderastie, in der sich erstmals in Deutschland die Behauptung findet, daß Päderastie nicht strafwürdiges Verbrechen sondern angeborene Krankheit sei (12). In jenem anonymen Bericht artikuliert sich erstmals eine neue Art von Selbstbewußtsein und Selbstwahrnehmung, die für die bald darauf folgende politische und auf Emanzipation gerichtete Bewegung und Organisation der Schwulen grundlegend wurde:

"(...) Als ein Schulknabe von acht Jahren sass ich neben einem etwas älteren Knaben, wie glücklich war ich, wenn er mich berührte, es war das erste unbestimmte Gefühl einer Neigung, die mir bis zu meinem neunzehnten Jahre ein Geheimnis war. Nie habe ich onanirt, nie mich in der Schule mit anderen Knaben befleckt; ich hatte Einzelne, zu denen ich eine unbezwingliche Neigung empfand, an die ich meine Verse richtete. Ich war fast achtzehn Jahre, als mich ein geliebter Freund, der meine Tugend verspottete, zu einem Frauenzimmer nahm. Ich empfand einen tiefen Ekel, denn ich war noch ganz unschuldig (und Sie würden das glauben, wenn Sie heute, nach fast zwölf Jahren des Genusses, meinen ausgezeichneten Körper, den Ausdruck von tugendhaftem Lebenswandel, wie mir Jeder sagt und Jeder es glaubt, sähen), dennoch schämte ich mich so sehr vor meinem Bekannten, daß ich das Mädchen wiederholentlich besuchte. Nie aber empfand ich einen Genuß wie meine Freunde ihn hatten, ich mußte an sie

denken, um mich zu befriedigen.- So trieb ich es länger als ein Jahr; ich zwang mich zu den Mädchen und wurde von ihnen förmlich verfolgt; immer unglücklicher wurde mein Zustand.- Meine Jugendfrische verschwand, ich konnte die Abneigung, die ich gegen den Genuß bei Frauen empfand, nicht mehr überwinden und mied sie über ein halbes Jahr, immer aufgeregter, wenn ich einen hübschen Mann sah, wie seit meinem achten Jahre.- Es war ein qualvoller Zustand; ich war so unglücklich, weil ich mich für das einzige so seltsame Wesen hielt; mehr wie einmal lag die Pistole vor mir; nur meine religiöse Erziehung rettete mich vor einem Verbrechen.

Sie mögen jetzt lachen, dennoch spreche ich die reine Wahrheit: in meinem Trübsinn warf ich mich oft vor Gott in den Staub - lassen wir es auch den Teufel gewesen sein: aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut, daß ich meinte, sie im Zimmer zu hören: 'Gehe nach den Linden!'- Selten oder nie hatte ich die innere Promenade betreten; es war vor achtundvierzig und die Beleuchtung wohl nicht so glänzend wie heute. Ich ging unbewußt und hatte die Worte längst vergessen.- Nach einiger Zeit gesellte sich ein Herr zu mir; er sprach mir liebenswürdig und wir gewannen den Thiergarten. Ich empfand ein wunderbar seliges Gefühl als er mich an sich zog, mich leidenschaftlich küßte und endlich mich angriff und durch Onanie meine Natur befriedigte.- Jetzt aber bemächtigte sich meiner eine wahre Verzweiflung, ich weinte vor Schaam, als sich der Fremde verwundert zu mir wandte: 'Was gebärden Sie sich so? das thun ja Hunderte'. Nie in meinem Leben habe ich je wieder, Gott vergeb mir! ein so seliges Wort gehört, es war mir, als erwachte ich zu neuem Leben und ich wurde neu geboren! Der Fremde theilte mir Vieles mit, wovon ich einiges nachfolgen lasse aus eigener Erfahrung (...) ich betrat nach acht Tagen die Promenade der Linden wieder und schloß eine Bekanntschaft, die auf mich den größten Einfluß hatte; es war eine jugendlich schöne Persönlichkeit der höchsten Gesellschaft, jetzt seit Jahren todt und glücklich! Wir liebten uns bald zärtlich, auf diese Weise lernte ich nach und nach mehrere Leidensgenossen kennen.- Ich ging nach England, nachher begrub ich meine Liebe.- Später verweilte ich öfter in Paris, in Italien, Wien, überall fand ich uns Arme!

Und man wähnt uns alt, häßlich, abgelebt, der Ausschweifung müde. Nie habe ich mich der Umarmung eines alten Mannes hingegeben; wir haben unsere Neigungen so gut wie die Frauen; ich könnte dreißig solcher Männer nennen, die als Schönheiten ersten Ranges gelten würden, tugendhaft, wohlthätig und liebenswürdig sind. Sie müssen jedoch nicht wähnen, diese Neigung sei allzuverbreitet. O nein! Die gütige Natur hat uns einen geissen Instinct verliehen, der uns, gleich einer Brüderschaft, vereint; wir finden uns gleich, es ist kaum ein Blick des Auges, wie ein electrischer Schlag, und hat mich bei einiger Vorsicht noch nie getäuscht. Ich kenne hier in Berlin Wenige, par Renommé Einige.- Auf zehntausend Seelen mag wohl nur

eine solche arme höchstens kommen; natürlich drängen sich in Paris und Neapel dergl. Personen mehr zusammen. Sie müssen auch nicht glauben, wir trieben Päderastie. Nie habe ich das gethan und verabscheue mit Vielen, den Meisten diese Neigung. Wir befriedigen uns durch Küssen und gegenseitiges Anfassen der Schaam. Oft ist der Reiz so groß und ich habe dies oft bei mir aus Erfahrung gefunden, daß die Saamenergießung durch die reine Umarmung erfolgt.- Allerdings leugne ich die Päderastie bei einigen ausgearteten häßlichen Menschen nicht, diese kaufen auch manchmal den Genuß von Leuten, die sich dazu hergeben, und kommen zu Ueberreizungen, wie so viele bei den Frauen dazu kommen. Wir aber lieben uns, wechseln wohl unter einander und ab und zu ist auch ein Alberner, der da sagt: man verbrannte sonst auch Hexen, auch unsere Zeit wird kommen. Nein, sie wird und kann nicht kommen, aber Sie, Herr Geheimer Rath, üben Sie Mitleid mit so armen Wesen, wenn ein Vorurtheil sie zu Ihnen bringt; sei es ein Irrthum der natur oder ein Becher schwer zu prüfenden Geheimnisses; glauben Sie: wir können nicht dafür, können nicht gegen die Natur, ich habe Alles das, die tiefsten Kämpfe von mehr denn hundert jungen Leuten erlebt(...) Glauben Sie, wir sind im Allgemeinen bessere, begabtere Naturen als die Andern; wie Mancher ist mir in tiefer Melancholie schon weit in den Zwanzigern begegnet, den ich über seinen Zustand aufgeklärt; wurde er auch nicht viel glücklicher, so war er doch keine 'wilde Bestie' seinem Gewissen gegenüber, natürlich war eine Ehemann Gott gelobt! nie darunter. Wäre unsere Sünde so groß, wie konnte ein Plato, Julius Cäsar, Friedrich, Gustav der Dritte, so Viele sie ausgeübt haben; waren Winckelmann und Platen gemeine Naturen? Wir haben meistens schöne Augen und das Auge ist doch etwas der Spiegel der Seele! - Auf dem Righi, in Paelrmo, im Louvre, in Hochschottland, in Petersburg, ja, bei der Landung in Barcelona fand ich Leute, die ich nie gesehen, die in einer Secunde an mich gebannt waren, ich an sie, kann das Verbrechen sein? Wir waren selig, glücklich, dankten Gott, ich sehe sie vielleicht nie wieder, aber ich denke oft an sie, sie an mich so oft, nie werden wir uns vergessen.- Auch jetzt eile ich in einem solchen Verhältnis dem Süden zu; man liebt mich, ich habe seit meiner todten Liebe nie tief empfunden (denn auch wir haben tiefe, ja tragische Neigungen), in dem freien Italien denkt man etwas leichter; meine Familie quält mich mit glänzenden Heirathen; soll ich eine Frau unglücklich machen, könnten Schätze für mich Werth haben, ich könnte davon wie ein Crösus besitzen.- Herr Geheimer Rath! man sagt, Sie seien ein edler Mensch und glücklicher Vater.- Lehren Sie Ihren Kindern die Welt mit mildem Blick betrachten und Chateaubriands Worte kommen mir: 'Que penseriez-vous donc, si vous eussiez été témoin des meaux de la société, si, en abordant sur les rivages de l'Europe, votre oreille eût été frappée de ce long cri de douleur, qui s'élève de cette vieille terre.'(...)"(13).

Sich selbst in dieser Weise darzustellen war in der Mitte des 19.

Jahrhunderts neu. Wenn auch der Autor anonym bleibt und durch die Flucht ins Ausland zusätzlich geschützt ist, setzt es doch einen bis dahin nicht gekannten Wagemut voraus, der wohl aus einem Entwicklungsprozeß resultieren mag, den man vielleicht als Zivilisierung oder Modernisierung bezeichnen könnte und der es einzelnen Individuen überhaupt erst ermöglichte, sich selbst in ihrer Verschiedenheit von den als allgemeingültig und naturgegeben, wenn nicht göttlich geschaffenen Regeln und Normen wahrzunehmen und zu bejahen. Eine Art Selbstbewußtsein neuen Typs war entstanden.

Das entscheidende Ereignis in diesem Prozeß war bekanntlich die Französische Revolution von 1789, die nicht nur den Anspruch auf Verwirklichung der politischen Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vertrat, sondern erstmals in der Geschichte der von christlichen Doktrinen geprägten europäischen Zivilisation die Bestrafung der gleichgeschlechtlichen Liebe von Staats wegen abschaffte. Preußen ist dem französischen Vorbild auch in diesem Punkt nicht gefolgt, nichtsdestoweniger war der ideologisch moralische Einfluß, der von dem revolutionären Frankreich ausging, beträchtlich und trug sicher zur Entfaltung des Emanzipationsgedankens bei, der sich in dem Selbstbekenntnis des Berliner Päderasten von 1863 erstmals artikuliert.

Ohne ein gewisses wachsendes Maß an Tolerierung durch die staatliche Ordnungsmacht ist ja auch die Gesellschaft der Warmen von 1783 gar nicht möglich gewesen, und 1846 stellte der Berliner Polizeikommissar Stieber in seinem Buch über die Prostitution in Berlin fest: "Namentlich die Päderastie ist ein Laster, welches, wenn es in seiner gegenwärtigen Entwicklung noch einige Zeit fortwährt, fast anfangen wird auf Duldung Anspruch zu machen (...) es gibt förmlich Gegenden der Stadt, welche die Sammelplätze derartiger Scheusale bilden, insbesondere sind das Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache und der Karpfenteich im Thiergarten in dieser Beziehung hervorzuheben" (14).

Polizeikommissar Stieber hatte recht, das Laster begann wie in Frankreich nur einige Jahrzehnte verspätet auch hierzulande auf Duldung Anspruch zu machen. Außer in der sozusagen naturwüchsigen Entfaltung einer schwulen Subkultur geschah dies in den Traktaten einiger Schriftsteller seit den 60er Jahren, so namentlich in den Schriften des Juristen Ulrichs aus Hannover, die in Preußen vorübergehend verboten waren, meist aber ungehindert verbreitet wurden und die die rechtliche und soziale Gleichstellung der Urninge - so nannte er die Päderasten in einer eigenen Wortneuschöpfung - verlangte (15).

Preußen führte wie gesagt 1851 eine Milderung des betreffenden Strafgesetzes ein, doch wurde die Frage Ende der 60er Jahre wieder aktuell, als für die Staaten des Norddeutschen Bundes ein neues einheitliches Strafrecht zu schaffen war. Nicht nur aus den preußischen Rheinprovinzen kam dabei die Forderung, nach französischem Vorbild die sogenannte widernatürliche Unzucht künftig straffrei zu lassen, auch die von der Regierung befragte "Königliche wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen", der unter anderen Rudolf Virchow angehörte, forderte Straffreiheit. Die komplizierten und nur schwer wägbaren Einflüsse, die dies schließlich verhinderten und zur Übernahme der nur wenig abgeschwächten preußischen Bestimmung in das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches als § 175 führte, sind heute kaum rekonstruierbar, einschlägige Forschungen liegen noch nicht vor. Jedenfalls scheinen die beibehaltene Kriminalisierung und in gewissem Gegensatz dazu die als preußische Tradition fortwirkende relative Liberalität im kulturellen Bereich die beiden unabdingbaren Randbedingungen gewesen zu sein, die am Ende des 19. Jahrhunderts dazu führten, daß Homosexuelle in Berlin - oder genauer: im Berliner Vorort Charlottenburg - eine Kampforganisation gründeten, die die Emanzipation von gesellschaftlicher Ächtung und rechtlicher Verfolgung anstrebte. Was die rechtliche Verfolgung betrifft, so bestand etwa in England und in Österreich zur Jahrhundertwende eine mindestens genauso rigorose Kriminalisierung wie in Preußendeutschland, doch verhinderte kulturpolitische Repression, seien es die Zensurbestimmungen oder die polizeiliche Reglementierung von kultureller Selbstorganisation, daß sich in London oder in Wien die dortigen Schwulen organisieren konnten. Noch Jahrzehnte nach der erfolgten Gründung in Berlin, selbst nach dem ersten Weltkrieg scheiterten alle diesbezüglichen Versuche in London wie in Wien recht schnell an obrigkeitlicher Repression und Einschüchterung. Ganz anders und in gewisser Weise einzigartig die Situation in Berlin: Am 15. Mai 1897 trafen sich drei schwule Männer, der Arzt Magnus Hirschfeld, der Verwaltungsbeamte Eduard Oberg, der Schriftsteller Franz Josef von Bülow, zusammen mit dem Leipziger Verlagskaufmann Max Spohr, der allem Anschein nach nicht schwul war, in Hirschfelds Charlottenburger Wohnung und gründeten das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee. Jeder von ihnen zahlte 100 Goldmark in einen gemeinsamen Fonds, der etwas wohlhabendere von Bülow zahlte 200 Goldmark, und dann begann man damit, Unterschriften unter eine Eingabe an den Reichstag zu sammeln, in der die Beseitigung des § 175 verlangt wurde.

Es war eine taktische Überlegung, die wohl einiges für sich hatte, daß möglichst respektable Männer, die nicht im Verdacht standen, selbst schwul zu sein, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl und Humanität handelten, zur Unterstützung der Petition gewonnen werden sollten. Die vier Erstunterzeichner waren denn auch respektabel genug: der Dichter Ernst von Wildenbruch, den man durchaus als "literarisch-ideologischen Repräsentanten der Reaktion" im Wilhelminischen Reich bezeichnen kann; August Bebel, den Führer der größten politischen Partei, der SPD; außerdem zwei hochangesehene Professoren: den Juristen Franz von Liszt und den Psychiater Richard von Krafft-Ebing von den Universitäten Halle und Wien. Auf Anhieb gelang es mit diesen geschickt zusammengestellten Vertretern des politischen und des Geisteslebens einige hundert Unterstützer für die Petition zu gewinnen, die im Dezember des gleichen Jahres 1897 erstmals den Mitgliedern des Reichstags und des Bundesrates vorlag. Um das Ergebnis dieser Bemühungen, die in den folgenden drei Jahrzehnten fast für jeden neugewählten Reichstag mit einer immer wachsenden Zahl von Unterschriften wiederholt wurde, vorwegzunehmen: sie blieben nicht nur bis zuletzt erfolglos, das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee mußte im Jahre 1930 auch noch erleben, wie nach einem Beschluß des Reichstagsstrafrechtsausschusses zur Milderung des Schwulenstrafrechts eine Verschärfung desselben vorbereitet wurde, den die Nazis dann fünf Jahre später inkraft setzten. Und es dauerte noch mehr als fünf weitere Jahrzehnte bis 1968/69, als in beiden deutschen Staaten der betreffende Paragraph reformiert wurde, wohl gemerkt: reformiert, nicht etwa abgeschafft. Man mag darüber spekulieren, ob diese verspätete Reform nicht auch einem sozusagen fernwirkenden Einfluß der frühen Berliner Schwulenorganisation durch die Jahrzehnte hindurch mitzuverdanken ist.

Wenn sich das WhK als Kampforganisation verstand, so bedeutete dies natürlich allein mit geistigen Mitteln der Aufklärung, Propaganda und wissenschaftlichen Auseinandersetzung für die Idee zu werben, daß Homosexualität weder Krankheit noch Verbrechen sei und folglich dieselbe Bewertung wie die landläufige Heterosexualität erfahren müsse. Dank der Mitarbeit des Leipziger Verlegers Spohr konnte das WhK eine Fülle von Druckschriften herausgeben, in denen auf vielfältigste Art die Neubewertung der Homosexualität begründet wurde. Das reichte von einem zu zehntausenden gratis verbreiteten Heftchen mit dem Titel "Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen" bis zur wissenschaftlichen Fachzeitschrift, dem von 1899

bis 1923 in 23 Bänden von Hirschfeld herausgegebenen "Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen", in dem sich unter allen nur denkbaren Gesichtspunkten Juristen, Mediziner, Historiker, Kunst- und Literaturwissenschaftler, Biologen und sogar Theologen, aber auch Schriftstellerinnen der Frauenbewegung zur Homosexualität äußerten. Gewissermaßen die Seele des ganzen Projekts war Magnus Hirschfeld. Er kam 1896 als 27jähriger aus Magdeburg nach Berlin, eröffnete eine Praxis für Naturheilkunde und begann im gleichen Jahr eine organisatorische und schriftstellerische Aktivität von schier unglaublichem Umfang für den homosexuellen Emanzipationskampf zu entfalten. Das WhK gedieh in den ersten zehn Jahren unter Hirschfelds Leitung geradezu prächtig, es hatte bald etwa 500 Mitglieder und Ableger in andern Städten, so in Hamburg, München, Hannover und Frankfurt am Main; von den Beziehungen zum Ausland waren die nach Holland besonders gut entwickelt, und als dort 1911 ein antihomosexuelles Strafrecht eingeführt wurde (das etwa dem heute in der DDR geltenden entsprach), gründeten dortige Freunde Hirschfelds eine "Niederländische Abteilung" des WhK, die bis zur Besetzung der Niederlande durch die Nazis bestand, während die Berliner organisation sich im Juni 1933 angesichts der Machtübernahme durch die Nazis, von denen nur das Schlimmste zu erwarten war, selbst auflöste (16).

Bis zum November 1929, also mehr als 30 Jahre lang leitete Hirschfeld das WhK ohne Unterbrechung, dann kam es zu einer Art Umsturz in der Organisation, der im wesentlichen von den beiden Schriftstellern Kurt Hiller und Richard Linsert mit dem Erfolg betrieben wurde, daß Hirschfeld vom Vorsitz zurücktrat und daß das Komitee seine Versammlungsräume in dem von Hirschfeld geleiteten Institut für Sexualwissenschaft aufgab; es tagte in den drei Jahren bis zur Selbstauflösung in Gaststätten und Privatwohnungen.

Außerer Anlaß für die Trennung von Hirschfeld waren Vorwürfe gegen ihn, er habe eigenmächtig gegen Beschlüsse des Vorstands verstoßen, sich am Geld des Komitees persönlich bereichert und dem Komitee geschadet, indem er seinen Namen einer pharmazeutischen Firma zu Werbezwecken für ein Impotenzmittel zur Verfügung gestellt habe. Diese Vorwürfe, die Linsert in einer umfangreichen Schmähchrift gegen Hirschfeld zusammenstellte, erwiesen sich schließlich als haltlos. Sie dienten auch nur zum willkommenen Anlaß, da man Hirschfeld schon längst aus einem andern Grund weghaben wollte.

Es ging dabei um eine Eigentümlichkeit in Hirschfelds Theorie der Homosexualität, die für viele Schwule seit je ein Ärgernis war. Um ihretwillen hatte sich bereits 1907 eine "Sezession des WhK" abgespalten, die aber damals folgenlos geblieben war. Zwar stimmten alle mit Hirschfeld überein, daß Homosexualität irgendwie natürlich sei und angeboren und daß jeder Schwule in der schmeichelhaften und tröstlichen Gewißheit leben konnte, mit den berühmten Griechen der Antike, mit Michelangelo und Friedrich dem Großen die gleiche angeborene Naturanlage zu teilen. Solche ideologischen Rückversicherungen bei biologischen Doktrinen glaubte man damals anscheinend nicht entbehren zu können, zumal ja auch das immer beschworene gesunde Volksempfinden der kompakten heterosexuellen Mehrheit sich auf die genau umgekehrte Vorstellung stützte und an die Widernatürlichkeit und Entartung glaubte.

Hirschfeld ging jedoch noch einen Schritt weiter in diesem aus heutiger Sicht abstrusen Glaubenskrieg über Natur und Widernatur, indem er auch die üblicherweise als weiblich bezeichneten Eigenschaften der Männer und die männlichen Eigenschaften bei Frauen zu ihrer angeborenen Natur erklärte. Nichts, und sei es nach herkömmlichem Geschmack auch noch so bizarr und unheimlich, wurde ausgegrenzt, alles gehörte für Hirschfeld zur menschlichen Natur dazu und war als solche zu achten und zu ehren, die Frauen mit Bärten wie die Männer mit weiblichen Brüsten und hohen Stimmen, die Transvestiten, die nur die Kleidung des andern Geschlechts tragen wollten ebenso wie die Transsexuellen, die eine weibliche Seele in einem männlichen Körper zu haben glaubten und deshalb eine operative Geschlechtsumwandlung ersehnten. Dieser radikale Humanismus, der dem Erschrecken vor dem Fremden und der damit einhergehenden Verfolgungslust widerstand, indem er die Einheit aller Formen menschlicher Geschlechtlichkeit betonte, war für viele Schwule, die doch nur ganz normale Männer sein wollten, die bloß Männer statt Frauen liebten, genau so unerträglich wie für die normale Mehrheit. 1932, lange nachdem Hirschfeld nicht nur aus dem WhK beseitigt, sondern inzwischen auch aus Deutschland verjagt worden war (wohin er bis zu seinem Tod 1935 nicht mehr zurückkehren sollte) - 1932 formulierte der erwähnte Kurt Hiller in den Mitteilungsheften des WhK den Punkt des Ärgernisses, um den es eigentlich gegangen war, der Horror vor der Verwischung der Geschlechtergrenzen Hiller schrieb:

"Die ständige Verbindung des homoerotischen Phänomens mit Effeminationser-

scheinungen, mit Hermaphroditismus, Transvestitismus und anderen mehr oder minder abstoßenden Naturspielen hat der Aufklärungs- und Befreiungsaktion für die mann männliche Liebe nicht genützt, sondern geschadet. Da, was Sparta stark, einen Michelangelo glühend machte, nichts gemein hat mit Bartweibern, Busenmännern oder sonstigen Monstrositäten, so hätte man den Helden-, den Jünglingskult, die Freude des Mannes am Manne nicht in die Atmosphäre eines sexuologischen Panoptikums tauchen dürfen"(17).

Soweit Hiller, der wie viele andere seinen eigenen sexuellen Geschmack zur Richtschnur fürs Ausgrenzen und Aussondern des Abweichenden machen wollte. Oft genug hatte der Faschismus in seiner Epoche auch die Antifaschisten - und ein solcher war Hiller wie auch Linsert zweifellos - in ihren Urteilen beeinflusst. Noch zwei Jahre später, 1934, mußte der schwule Dichter Klaus Mann, der zu dieser Zeit ebenso wie Hiller und Hirschfeld aus Berlin ins Ausland emigriert war, feststellen, daß angesichts der beginnenden Homosexuellenverfolgung in der Sowjetunion die Gefahr entstand, die Homosexuellen zu den Juden der Antifaschisten zu machen; und dabei wurde nicht mehr zwischen effeminierten und wahrhaft männlichen Schwulen unterschieden.

Kann die Selbstorganisation von Schwulen in emanzipatorischer Absicht als ein Charakteristikum des Berliner homosexuellen Lebens wenigstens am Anfang unseres Jahrhunderts gelten, so ist doch andererseits klar, daß dies nur eine geringe Zahl der Schwulen betraf. 500 Mitglieder hatte das WhK in seiner besten Zeit in ganz Deutschland, und auch in den Zwanzigerjahren, als noch andere Organisationen hinzukamen, war noch immer nur eine kleine Minderheit der Schwulen organisiert. Unter den Bedingungen der Illegalität führten die meisten ein streng durchgehaltenes Doppelleben und mußten aus bloßer Angst die Organisationen meiden. Zudem war eine konservative, vermeintlich unpolitische Grundhaltung unter den Schwulen sicher genau so verbreitet wie beim Rest der Bevölkerung. Viele suchten erst den Kontakt zur Organisation, nachdem sie Opfer polizeilicher Verfolgung oder - was äußerst häufig vorkam - Opfer von Erpressern geworden waren.

Von der Bewegung zur Emanzipation der Homosexuellen läßt sich mit einem frühen Geschichtsschreiber dieser Bewegung, mit Ferdinand Karsch-Haack, eine andere Form schwuler Selbstartikulation unterscheiden, die als poetische Opposition gegen die gesellschaftliche Ächtung zu bezeichnen wäre und die ebenfalls seit dem 19. Jahrhundert in Berlin vertreten war(18). Gemeint sind damit die schwulen

Dichter und Literaten, die ihre eigene sexuelle Orientierung zum Gegenstand ihres poetischen Schaffens wählten und so ihrer vermeintlich namenlosen Liebe eine Sprache gaben. Ein frühes, heute vielleicht zurecht vergessenes Beispiel solcher poetischen Opposition ist Alexander von Sternberg, ein Autor zahlreicher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr populärer Unterhaltungsromane. Er lebte viele Jahre in Berlin und wählte sich für seine Romane historische Stoffe, die Gelegenheit boten, die gleichgeschlechtliche Liebe seiner Romanhelden für damalige Verhältnisse einigermaßen unbefangen zu schildern. So gibt es von ihm einen Roman über den Kunsthistoriker Winckelmann, über Heinrich, den Bruder Friedrich des Großen, über den Tempelherrenorden und einige andere einschlägige Themen. Natürlich wird alles, was das Geschlechtsleben betrifft, nur angedeutet und umschrieben, doch geschieht dies deutlich genug, um verstanden zu werden. Der erwähnte Ferdinand Karsch-Haack veröffentlichte 1902 im "Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" eine ausführliche Abhandlung über Leben und Werk Alexander von Sternbergs als einem frühen Repräsentanten poetischer Opposition gegen die geschlechtliche Zwangsmoral seiner Zeit.

Auf eine ganz andere Art begann der Dichter Stefan George, ein Zeitgenosse Hirschfelds, in Berlin seinen poetischen Protest zu formulieren. Gemeinsam mit seinem Freund Carl August Klein gab er in Pankow von 1892 bis 1919 die Zeitschrift "Blätter für die Kunst" heraus. In ihr und in den Sammlungen seiner Gedichte gestaltete er symbolisch und verschlüsselt seine Liebe zu jungen Männern. Schließlich gab er zusammen mit andern Freunden ein "Jahrbuch für die geistige Bewegung" heraus, in dem der "männliche Eros" und der "Freundschaftskult" gepriesen und zugleich beteuert wurde, daß man nichts zu tun habe "mit jenen keineswegs erfreulichen Leuten, die um die Aufhebung gewisser Strafbestimmungen wimmern"(19). Diese keineswegs erfreulichen Leute waren für den George-Kreis natürlich Hirschfeld und seine Genossen; dennoch scheint es in dieser geistigen Bewegung, die von sich selbst behauptete, sie sei nicht gleichgeschlechtlich, sondern wie Dante und Shakespeare "übergeschlechtlich" orientiert, Uneinigkeit in der Haltung zu Hirschfelds Schwulenpolitik gegeben zu haben: mindestens zwei aus der George-Jüngerschaft, zwei Münchner, Karl Wolfskehl und Alfred Schuler, unterschrieben 1903 Hirschfelds Petition gegen gewisse Strafbestimmungen.

Bemerkenswert ist George mit seinem Kreis von Jüngern und Bewunderern wegen der bedeutenden ästhetischen Innovationskraft, die nicht nur den sprachlichen Ausdruck betraf, sondern vor allem eine Technik der Selbstinszenierung, mit der er um sich eine Art Aura schuf, die, ein bißchen ähnlich der Richard Wagners und seines Musiktheaters, geeignet war, weite Kreise zu beeindrucken und trotz der Homosexualität, um die es ja letztlich ging, den vorherrschenden literarischen Geschmack zu beeinflussen. Der poetische Protest oder, wie es ein anderer Autor nennt: die ästhetische Opposition Georges wurde somit schon bald in den normalen und offiziellen Kunst- und Literaturbetrieb integriert. George und sein Kreis trugen dadurch vermutlich ungewollt zu einer Aufweichung und Lockerung des Tabus bei, das die Homosexualität als literarisches Thema zunächst nicht zuließ. Die meisten literarisch interessierten Schwulen waren ebenso wie alle andern von George und seinem neuen Stil beeindruckt. Das äußerte sich allerdings bei manchen, wie etwa dem Schriftsteller Erich Mühsam in überzogenem Spott und in Polemik. "Man werfe nur einmal einen Blick in ein Berliner Literaturcafé", schrieb er 1904, kann es einen nicht ekeln, sieht man da solche Meute blasierter Urninge, die ihre umfassende Impotenz hinter einer mächtigen Stefan-George-Krawatte zu verbergen suchen?" (20) Andere Urninge gebärdeten sich vielleicht nicht so blasiert, wie es Mühsam beobachtet haben wollte, aber sie übten sich doch in der Nachahmung des imposanten Vorbilds. Deutliche Züge solcher Imitation sind bei dem Berliner Literaten Adolf Brand nicht zu übersehen, ebenso bei dem dichtenden Maler Elisar von Kupffer. War ihre ästhetische Potenz tatsächlich nicht sonderlich entwickelt, so daß ihre Werke heute wie blasse Karikaturen der Dichtkunst Georges, und auch eines anderen Großpoeten jener Zeit: Friedrich Nietzsches wirken, so versuchten sie andererseits mit wesentlich größerer Deutlichkeit ihr Thema der Männerliebe zu gestalten. Adolf Brands Zeitschrift, am Vorbild der "Blätter für die Kunst" orientiert, erschien erstmals 1898 unter dem Titel "Der Eigene. Monatsschrift für Kunst und Leben". Elisar von Kupffer gehörte anfangs zu den Autoren dieser ersten Zeitschrift überhaupt, die ausschließlich dem künstlerisch-literarischen Aspekt der männlichen Homosexualität gewidmet war. Wegen seines Inhalts hatte "Der Eigene" einen schweren Stand. zum einen bedeutete es ein gewisses Wagnis, fast schon ein Bekenntnis, den "Eigene" zu lesen und zu abonnieren, was seine wirtschaft-

lichen Chancen beeinträchtigte, und hinzu kam, anders als bei den "Blättern für die Kunst" oder beim "Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" das Verfolgungsinteresse der preußischen Zensurbehörde und Staatsanwaltschaft. In den ersten Jahren wurde "Der Eigene" mehrfach verboten, sein Herausgeber zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt. 1906 erschien "Der Eigene" als Jahrbuch außerhalb des Buchhandels, dann zwölf Jahre lang überhaupt nicht mehr, und erst nach dem ersten Weltkrieg unter den liberaleren Verhältnissen der Weimarer Republik wieder als Monatszeitschrift, bis er 1931 aus wirtschaftlichen Gründen einging. Brand begann 1903 in Stefan-George-Manier einen Kreis um sich zu sammeln, eine "Gemeinschaft der Eigenen", die sich aus Lesern und Autoren seiner Zeitschrift zusammensetzte und "Kunstabende" mit Rezitationen und musikalischen Darbietungen veranstaltete. Immer wieder drängte es Brand jedoch in die niedere Sphäre der Schwulenpolitik hinabzusteigen. Am spektakulärsten war in dieser Hinsicht eine Aktion im Jahre 1907, als er auf dem Höhepunkt der Eulenburg-Affäre, bei der mehrere intime Freunde des Kaisers wegen des Vorwurfs der Homosexualität in Gerichtsprozesse verwickelt waren, eine Flugschrift verbreitete, in der er den Reichskanzler Bernhard von Bülow als homosexuell bezeichnete. Der Reichskanzler erwirkte daraufhin die Verurteilung Brands zu einer 1 1/2jährigen Gefängnisstrafe wegen Beleidigung, zumal Brand seine Behauptung offenbar frei erfunden hatte.

Die sogenannten goldenen Zwanzigerjahre brachten im Rahmen allgemeiner wenn auch sehr maßvoller Demokratisierung und Liberalisierung einen Zuwachs an Artikulations- und Selbstdarstellungsmöglichkeiten für die Schwulen im öffentlichen und kulturellen Bereich. Das war keine grundsätzlich neue Qualität, keine entscheidende Verbesserung der Lebensumstände, denn noch immer lebten sie als potentielle Verbrecher in der Illegalität, doch änderten sich die Ausdrucksformen. So durfte beispielsweise erstmals auf dem Theater die gleichgeschlechtliche Liebe unzweideutig thematisiert werden, was dann auch ausgiebig geschah. Frank Wedekinds Tragödie "Frühlingserwachen" konnte erstmals drei Jahrzehnte nach ihrer Entstehung aufgeführt werden ohne Streichung der kleinen zarten Schwulenszene im Dritten Akt. Carl Sternheim schrieb ein Stück mit Oscar Wilde als Titelhelden, und Brecht führte in Berlin seine frühen Schwulendramen "Leben Eduard des Zweiten" und "Im Dickicht der Städte" ebenso auf wie Hans Henny Jahnns "Pastor Ephraim Magnus". In

letzterem hat Brecht allerdings allzu drastische Darstellungen schwuler Sexualität vor der Aufführung gestrichen. Um das Jahr 1922 gab es in Berlin sogar eine Gruppe schwuler Schauspieler, die unter dem Namen "Theater des Eros" in einem Theatersaal in Tiergarten ausschließlich Stücke mit einschlägiger Thematik spielte. Nach den vorliegenden Berichten ging es dabei aber wesentlich diskreter und harmloser zu als in den damals zeitgenössischen Stücken, die auf den großen Bühnen der Hauptstadt zur Aufführung kamen.

Die Grenze der Liberalität im Weimarer Staat wurde bei dem Versuch spürbar, im Spielfilm das Thema Homosexualität zu gestalten. Die beiden Filme, die jeweils unter der Mitwirkung Magnus Hirschfelds in Berlin produziert wurden, verbot die Polizei sofort, "Anders als die Andern" von 1919 nach wenigen Wochen, "Gesetze der Liebe" von 1927 durfte öffentlich überhaupt nicht aufgeführt werden. Aus Skandinavien gab es zwar zwei Verfilmungen des Romans Michael von Herman Bang, eine schwedische von 1916 und eine dänische von 1922, die aber an Diskretion und Zartheit der Andeutung noch den Roman übertrafen, so daß hier eigentlich überhaupt nicht von einer Darstellung der Homosexualität gesprochen werden kann. Folglich blieben beide Werke von der Zensur unbehelligt.

Die Homosexuellen-Zeitschriften, die im Berlin der Weimarer Republik zumeist öffentlich an den Kiosken verkauft wurden, charakterisieren vielleicht am deutlichsten das Maß an Liberalität in jenen Jahren, denn so etwas wäre vorher undenkbar gewesen. Mitte der Zwanzigerjahre versuchten Schwule in Paris und in den USA, in Chicago nach Berliner Vorbild solche Zeitschriften zu verbreiten; "L'Amitié" in Paris wurde fast ebenso schnell verboten und unterdrückt wie "Friendship and Freedom" in Los Angeles(21).

Wir neigen heute leicht dazu, die Lebenschancen der Schwulen im Berlin der Zwanzigerjahre in einem allzu verklärenden Licht zu sehen. Wahr ist daran sicher, daß die Situation im Vergleich zu dem nachfolgenden Terror der Nazi Herrschaft und auch verglichen mit dem autoritären Regime des Kaiserreichs bedeutend menschenwürdiger und freiheitlicher war. Doch kann dieser Eindruck schon wesentlich relativiert werden, wenn man sich einmal die Mühe macht, einen Band jener Zeitschriften von damals in der Bibliothek der Humboldt-Universität auszuleihen, wo sie glücklicherweise Nazizeit und Krieg überdauerten: bestenfalls überkommt den heutigen Leser jener Zeitschriften ein Gefühl der Rührung bei so vielem monotonen und

und meist unbeholfenem Emanzipationspathos, den unentwegten Be-
teuerungen, es gehe nur um "ideale Freundschaft" nicht um
schmutzigen Sex, und der hemmungslosen Sentimentalität der mei-
sten Geschichten und Poesien, die damals anscheinend der Unter-
haltung und Tröstung dienten. Die Abbildungen haben in der Regel
nichts von dem Charme der Fotografien des Barons von Gloeden, eher
den von läppischen Amateurbildern.

War demnach die Lektüre der Schwulenzeitschriften damals kein un-
eingeschränktes Vergnügen, so war das Leben selbst kaum von dem
Glanz, den wir heute gern vermuten, wenn wir an jene Zwanzigerjahre
denken. Der kürzlich verstorbene englische Schriftsteller Christo-
pher Isherwood hat ja seine Berliner Erfahrungen von damals mehr
oder weniger verschlüsselt in einigen seiner Romane gestaltet,
und vielfach ist unser Bild der Zwanzigerjahre von dem flotten und
glitzernden Musicalfilm "Cabaret" beeinflusst, der von Isherwoods
Romanen inspiriert war. In einem Interview, das Isherwood vor
einigen Jahren einer nordamerikanischen Schwulenzeitschrift gab
und dessen deutsche Fassung in dem schwulen Stadtführer "Berlin von
hinten" abgedruckt ist, erinnert sich Isherwood an jene Zwanziger-
jahre in Berlin:

"Als ich anfing, über Berlin zu schreiben, dachte ich mir, die Geschichten
würden zusammenhängender und auch wahrer, wenn ich sie gewissermaßen neu er-
fand (...) Natürlich wirkten damals die Berliner Erlebnisse auf mich anders.
Als ich dort war, kam es mir bei weitem nicht so strahlend vor wie heute im
Nachhinein. Tatsächlich gab es lange Zeiträume, die ich ausgesprochen eintönig
und dumpf fand, wenn alles seinen gewohnten Trott lief. Heutzutage sagen die
Leute oft zu mir: 'Lieber Gott, wenn ich doch nur zu jener Zeit gelebt hätte!
Wenn ich doch nur damals hätte dabei sein können!' Ich lächle dann im Stillen,
wenn ich mir vorstelle, wie sie sich die meiste Zeit gelangweilt hätten. Und
doch, das Verrückte dabei ist, ich kann Berlin auch mit ihren Augen sehen
- wenn ich durch das Fernrohr meiner Geschichten schaue - , und dann sehe ich
Berlin so, wie sie es wahrnehmen (...) da ich in Berlin mehrere Jahre verbrachte,
wurde es einfach zu einem Teil meines Lebens. Im Winter war es wirklich sehr
dunkel und trübe; schwer lastende Gebäude; Tag für Tag gab ich Englisch-Unter-
richt. Ein Freund kam gelegentlich abends, und wir gingen ins Kino. Es war
schon angenehm, aber bestimmt keine schillernde oder glitzernde Zeit. Schon
weil ich jung und lebenssprühend war, war es anregend, und vor allem war ich
heilfroh, all den Zwängen entkommen zu sein, die England für mich darstellten
- vor allem, daß ich mich in sexueller Hinsicht völlig frei fühlen konnte. Und
es bedeutete eine wirkliche Befreiung, in einer fremden Sprache zu sprechen.

Ich konnte auf deutsch Dinge sagen, die ich auf englisch nur mit Mühe herausgebracht hätte: vor allem wenn es um Liebe und Sex ging. Und dadurch fühlte ich mich wie neugeboren. Aber nach drei Jahren hatte ich mich doch ziemlich daran gewöhnt, da war es nicht mehr besonders prickelnd." (22)

Soweit Isherwood über jene Epoche, in der sich ja vor allem der Sieg der Nazis und damit das vorläufige Ende allen kulturellen Fortschritts vorbereitete. Das hat wohl allem seinen Stempel aufgeprägt.

Auf die Schicksale der Berliner Schwulen in der Nazizeit möchte ich hier genauso wenig eingehen wie auf das, was nach der Befreiung - auferstanden aus Ruinen - an schwulem Leben in der zweigeteilten ehemals preußischen Metropole existierte (23). Beides müßte Thema einer anderen Veranstaltung sein, und da dürfte nicht immer nur einer reden, der alles bloß aus zweiter Hand weiß, sondern es müßten die Schwulen sprechen, die dabei waren und die ja heute noch mit ihren Erinnerungen unter uns leben.

Ich möchte stattdessen diesen Überblick beenden, indem ich mich für mein Verfahren, im Geschlechtsleben Verstorbener auf der Suche nach dem Warmen und Schwulen herumzusehen, bei einer Berliner Autorität rückversichere und rechtfertige: Theodor Fontane, aus dessen Brief an Georg Friedländer vom 5. Dezember 1884 ich zitieren möchte, kommt in unserem Zusammenhang auf die Frage nach der Echtheit und der Wahrheit: "Wenn man sich entschließen könnte, die Geschichte der Humboldts ächt und wahr zu erzählen und beispielsweise bei den sexuellen Uncorrectheiten ich glaube beider (des Einen gewiß) zu verweilen, würde ihr Lebensbild 10 mal interessanter werden und zwar nicht vom gemeinen Klatschbasen- sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkt." Von den sexuellen Uncorrectheiten der Brüder Humboldt wissen wir bis heute heute nichts außer der knappen Bemerkung Hirschfelds in seiner Liste berühmter Schwuler über Alexander von Humboldt: "Soll nie ein Weib berührt haben. Nach zuverlässigen mündlichen Überlieferungen homosexuell. Seinen Freund, der bei ihm als Kammerdiener lebte, setzte er als Universalerben ein"(24).

Ich bitte also zu beachten, daß ich heute abend nicht vom Klatschbasen-, sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkt gesprochen habe.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 20.10.1987 in der Stadtbücherei Schöneberg, am 18.10.1987 im Arbeitskreis "Schwule in der Kirche" in Ostberlin und am 26.11.1987 in der "Allgemeinen Homosexuellen Arbeitsgemeinschaft" in Kreuzberg gehalten wurde.

Anmerkungen

- (1) Zur Geschichte Londons vgl.: A.Bray: Homosexuality in Renaissance England. London 1982; zu Paris: M.Lever: Les Bücher de Sodome. Paris 1985; zu Amsterdam: Th.van der Meer: Sodoms Samen in der Republik, in: Mitt.d.Magnus-Hirschfeld-Ges.Nr 10, 1987, S.5ff.; zu Köln: B.-U.Hergemöller: Die 'unsprechliche stumme Sünde' in Kölner Akten des ausgehenden Mittelalters, in: Geschichte in Köln, Heft 22, 1987, S.6ff.
- (2) H.Haustein: Strafrecht und Sodomie vor zwei Jahrhunderten, in: Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Band 17, 1930, S.98ff.
- (3) J.Regge: Strafrecht und Strafrechtspflege, in: Panorama der Fridericianischen Zeit, hrsg. von J.Ziechmann, Bremen 1985, S.365ff.
- (4) N.Praetorius: Die Homosexualität des Prinzen Heinrich von Preußen, in: Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Band 15, 1929, S.465ff.; und N.Praetorius: Voltaire und die Homosexualität, in: Der Kreis, Zürich, Jg 1943, Nr 7-9.
- (5) Friedrich II.: Le Palladion, in: Supplement aux oeuvres posthumes de Frédéric II. roi de Prusse. T.1, Cologne 1789.
- (6) J.O.de La Mettrie: Über das Glück oder Das Höchste Gut (Anti-Seneca), Nürnberg 1985, S.56 und 153.
- (7) J.Friedel: Briefe über die Galanterien von Berlin, Gotha 1782, S.147ff.
- (8) Ebenda, S.152ff.
- (9) Ebenda, S.171ff.
- (10) Zur Seelenkrankheitskunde, in: Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Band 8, 1791, S.6ff und 100ff.
- (11) H.von Kleist: Sämtliche Werke, München 1965.
- (12) J.L.Casper: Über Nothzucht und Päderastie. In: Vierteljahrsschr. f. gerichtl.u.öff.Med., Band 1, 1852, S.21ff.
- (13) J.L.Casper: Klinische Novellen zur gerichtlichen Medicin. Berlin 1863, S.36ff.
- (14) W.Stieber: Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. 2.Aufl. Berlin 1846.
- (15) H.Kennedy: Ulrichs, the life and works of Karl Heinrich Ulrichs, pioneer of the modern gay movement. Boston 1988.
- (16) Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 1926-1933. Faksimile-Nachdruck mit e.Einl.hrg. von Friedemann Pfäfflin, Hamburg 1985.
- (17) K.Hiller in: Mitteilungen, ebenda, S.346.
- (18) F.Karsch-Haack: Die deutsche Bewegung zur Aufhebung des §175 RStGB, Berlin-Pankow 1924, S.8.
- (19) Jahrbuch für die geistige Bewegung, Band 3, 1912, S.VII.
- (20) E.Mühsam: Wider die Ästheten! in: Funken, München, 1904, S.20.
- (21) Zu L'Amitié vgl.: G.Barbedette: Paris Gaie 1925, Paris 1981; zu Friendship and Freedom: J.Katz: Gay American History, New York 1976.
- (22) Ch.Isherwood: Berlin befreite mich, in: Berlin von hinten 1986/87, Berlin 1986, S.8f.
- (23) Über Berliner Schwule in der Nazizeit vgl.: M.Herzer: Hinweise auf das schwule Berlin in der Nazizeit, in: Eldorado, Berlin 1984, S.44ff.; über die Nachkriegszeit: M.Herzer: Auferstanden aus Ruinen, das schwule Westberlin 1945-1970, in: Berlin von hinten 83/84, Berlin 1983, S.24ff.
- (24) M.Hirschfeld: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin 1914, S.665.



ORANGEN-FRUCHTEIS
Zutaten: Wasser, Zucker, Orangensaftkonzentrat, Glucosesirup, Säuerungsmittel Zitronensäure, Stabilisatoren, natürliche Aromastoffe, Farbstoff beta-Carotin.



...mach mit

LANGNESE-IGLO GMBH, HAMBURG



Erwin Jäger Vautrins Söhne und Leser*

Starke Stimulantien beflügelten den Nachtarbeiter, peitschten ihn über das Papier; Beruhigungsmittel, die seine Nerven wattierten, hielten den anderen in Schach, der den Tag zur Nacht machte, indem er Licht und Geräusch aus seinem Arbeitszimmer verbannte. Die Unmengen von Kaffee, Bier und Brom, die die beiden einnahmen, führten zu dem gleichen Ende, beide Autoren wurden 51 Jahre alt. Die zuviel zu sich nahmen, wußten, daß wenig genügt, um viel daraus zu machen. In ihren Werken herrscht die Einsicht vor, daß der kleinste Aufwand an Energie am weitesten führt. Die Erinnerung an eine Geschmackssituation, so Proust, versetzt nicht Berge, aber die Phantasie. Der Wille von Balzacs Napoleon Vautrin, der sich maskiert und zurückhält und nur selten pur hervorbricht, ist dem Anzapfen eines Kräfte-reservoirs von Mann, Macht, Material überlegen. Das Stilleben von Kaffeekanne, Flasche und Trionalschachtel stellt Reliquien, aber nicht Generatoren oder Transformatoren der Arbeit dieser Schriftsteller dar. Übergewichtige oder asthmatische Halbtote, vom Diener an den Schreibtisch mit Eisenketten gefesselt, vom knappen Atem ans korkgepolsterte Schreibkrankenlager niedergehalten, zwangen sie ihre enorme Leistung desolaten Zuständen ab, die ebensogut in die blanke Verzweiflung hätten führen können. Wenn nach Valéry die Literatur ihre Spielmarken aus einer Urne bezieht, so war im Falle Balzacs und Prousts diese Urne die eigene, deren Aschenregen Funken schlug. Vautrin war der Vulkan auf dem Trottoir, den man an seinem Ausspeien erkannte. Dem Leser dieser Autoren gehen Welten auf, während die seine, die unsrige, unterzugehen scheint. Den Brückenschlägen, die sie den Lesern ermöglichen, steht gegenüber, daß sie selbst die Brücken zur Welt abgebrochen haben. Balzac bindet die Welt in seine Enzyklopädie und sich an seinen Schreibtisch. Das Leuchtfeuer, das ihm diesen erhellt, ist die Gräfin Hanska, die ferne, fremde Leserin seiner Werke und Briefe, die er sich vergegenwärtigt, wie sich Proust an die Madeleine erinnert. Balzacs Durchhalteappelle an sich selbst gelten nicht nur seinem riesigen Arbeitspensum, sondern auch seinem Verhältnis zur Frau Hanska, das nicht von ihrem Altern, ihrer Widerborstigkeit gegen ihn getrübt werden darf. Grausig legt sich dagegen Proust der Anblick der gealterten Jugendbekanntschaften auf das Gemüt; für ihn zählt der Duft, die Frische des ersten Erlebnisses, so daß die Ausgabe, in der er ein Buch zum ersten Mal gelesen hat, für ihn die einzige Erstausgabe ist.¹

Wer den Feuereifer manchen Lesers, die literarischen Figuren für wirkliche zu nehmen, teilt, verfiel nach Valéry auf die fixe Idee, »vom Nervensystem der Mona Lisa und von der Leber der Venus von Milo zu reden«.² Aber es erscheint natürlich, die Kunstfiguren für gute Bekannte zu halten, wenn einem diese in der Realität immer fiktiver vorkommen. Die Fingerfertigkeit des Lesers, der sich aus dem ungeheuren Sortiment sein Buch herausfischt und durchblättert, sollte im Zeitalter des Computers nicht allzu gering gegenüber der Fähigkeit des Autors veranschlagt werden, aus der »Schachtel voller Bleidruckbuchstaben« (M. Krleža) sich ein Universum zusammenzubuchstabieren. Daß er das Geschlecht seiner Kunstfiguren vertauscht und das Zärtliche seiner Erinnerungen in den »Schatten junger Mädchenblüte« transportiert habe, soll Proust, so schreibt Gide³, ihm gegenüber beklagt haben. Für »Sodom und Gomorra« bleibe nur noch die Darstellung von Grotteskem und Verächtlichem übrig. Öffnet man dieses Buch, so strömen einem tatsächlich die Marasmen einer leicht verderblichen Ware entgegen, die zum schnellen Verbrauch dient, deren Reste zum Wegwerfen bestimmt sind. Der Uranismus kommt nicht gut weg, wird erledigt, bleibt auf der Strecke, während Albertine noch als Gefangene fliehend und flüchtig dargestellt wird. Mit Balzac macht Proust eine Ausnahme; zwar tadelte man am anderen nur, worunter man selbst leide, doch zieht sich Proust der Verschleierung, während er diesem Autor die Überdeutlichkeit zum Vorwurf macht. Balzac »verbirgt nichts, er sagt alles«.⁴ Alles zu sagen, heißt für den Schriftsteller, zuviel zu sagen. Balzac gießt sich aus, ein heiliger Geist, dem keine Materie zu schade ist, sich über sie zu verbreiten. Er ist das Gegenteil des zeitgenössischen Schmalspurautoren, der sich aus aufgelesenen Zitaten und aufgeplustertem Sujet einen Namen macht. Indem Balzac sich an die Ränder seiner Manuskripte und der Realität verzettelt, birgt er entlegene Einzelheiten, schürft er kostbare Wörter aus Spezialsprachen, als ob ein Schatzgräber und Sammler auf der Spurensuche sei. Die Weltbesessenheit dieses Heimgesuchten und Heimsuchenden gründet in einem mächtigen und zarten Körper, wie ihn Rodin modelliert hat. Proust dagegen, auf den Zehenspitzen sich reckend, ist eine sich wie der Bug eines Schiffes wölbende Hemdbrust.

* Aus: Proustiana IV-V, Frankfurt 1987, S.32ff mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Proust, der seinen Stoff aus der Wirklichkeit destilliert, ihn ihr abpreßt, macht Balzac zum Vorwurf, er kopiere sie nur.

Es gab keine Trennungslinie zwischen dem wirklichen Leben (dem, was es unserer Meinung nach nicht ist) und dem Leben in seinen Romanen (dem einzig wahren für den Schriftsteller).⁵

Hielt Balzac wirklich so viel von der Wirklichkeit, wenn er, der Passanten auf der Straße begegnete, die seinen Romanfiguren glichen, diese nicht gerade mit Ehrfurcht zu begrüßen pflegte? So hätte er sich doch auch schon zu dem Satz versteigen können, daß er nicht die Wirklichkeit, sondern diese seine Romane nachahme. Betont Balzac das Abklatschhafte, Schale der Realität, gibt es keine Trennungslinie zwischen ihm und Proust.

Seltsamerweise gleicht Proust Lukács, wenn er Balzac auf die Wirklichkeit vereidigen will, von der dieser sich lossagt, indem sie ihm nur als Fundus dient. Wenn Proust Balzac unterstellt, die im Leben errungenen Triumphe neben die der Literatur zu stellen⁶, so wäre dagegenzuhalten, daß Balzac das Ziel, das ihm ständig vor Augen schwebte, die Hand der Frau Hanska für sich zu gewinnen, immer vor sich herschob, ohne es eigentlich erreichen zu wollen; als sie sich vereinigten, konnte er den Triumph kaum auskosten – kurz darauf starb er. Die Briefe, in denen Balzac um die Gräfin warb, spornten Balzac nur zu der verbrauchten Attitüde des schmachtenden Liebhabers an, dessen abgegriffene Ergebnisfloskeln, überquellend vor Vertrauensseligkeit, den Liebesattacken eines Marsay oder Lucien nicht ebenbürtig sind, so daß das Leben der Literatur nicht sekundieren könnte. Das Leben konnten Balzac und Proust nicht korrigieren wie ihre Manuskripte. Das letzte nicht korrigierbare Faktum, den Tod, den des geliebten Wesens Albertine, läßt der Ich-Erzähler bei Proust in Balzacs Heimat, der Touraine, stattfinden.

In der *Recherche* gilt Prousts Bewunderung dem Werk von Balzac, betonend, was er in der Schrift über Sainte-Beuve schon hervorgehoben hatte, daß dieser, wie Wagner im *Ring*, die Idee eines Zyklus erst gefaßt habe, als er nachträglich den lebendigen Zusammenhang von einzelnen Werken erkannt habe.⁷ Dieser Vorrang des Organischen vor dem künstlichen Zusammenhang korrespondiert mit einem Verfahren, das beide Autoren anwandten, dem Einschmelzen von Einzelpersonen zu einem Gattungsindividuum, so daß etwa Lucien für den jungen Mann, dessen Erfolge kümmerlicher als seine Ambitionen sind, steht, Saniette den von seinen Mitmenschen gebeutelten, geduckten Außenseiter repräsentiert.

Proust profitiert sozusagen rein technisch von Balzac, aber ihn stört an seinem künstlerischen Vorfahren ein Hang von Gewöhnlichkeit, so daß seiner Achtung ein Gran Ironie beigemischt ist.⁸ Prousts Herablassung gilt der kindlich ungeschützten, der hilflos verwunderten Seite Balzacs, die Rodin in seiner Skulptur aus der vermeintlichen Vierschrötigkeit herausgemeißelt hat. Balzac lesen ist für Proust ein etwas anrühiges Vergnügen, als ob ein Erwachsener mit einer Spielzeugeisenbahn spielte. Wenn Monsieur de Guermantes am Sonntag die Besucher flieht und in den zweiten Stock hinaufsteigt, um sich der Balzac-Lektüre zu widmen, so gleicht er wiederum jenen Kindern, die sich von den langweiligen Gesprächen der Erwachsenen abwenden, um sich ihren Spielen zu widmen. Aber die verbotenen Spiele können gefährlicher sein als das, was sich die Erwachsenen zutrauen. In seinen unveröffentlichten *Cahiers* gesteht Proust einmal seinen Neid auf Balzac:

Zu dem, was ich auf der anderen Seite im Zusammenhang mit dem Wort invertiert sagen werde, möchte ich bemerken: Balzac benutzt mit nachahmenswerter Kühnheit den einzigen Terminus, der mir zusagen würde: Ah, jetzt hab ichs! entgegnete Seidenfaden. Er hat einen Plan, er will seine Tante wiederschen, die doch bald hingerichtet werden soll.⁹

Proust neidet Balzac die Kühnheit, mit der dieser seinem Studienobjekt, der Homosexualität, Eintritt in die Literatur gewährt habe. Nicht Vautrin, der erste Homosexuelle in der modernen Literatur Europas, tritt auf Taubenfüßen auf, eher seine Nachfahren bei Proust, der sie mit dem Wort Invertierter wie mit einer Pinzette erfaßt. Wie ein archaisches Fossil ungezähmter Triebnatur ragt Vautrin in die kodifizierte bürgerliche Gesellschaft hinein. Ihn schert nicht die Ächtung, die die Homosexuellen erfahren, wenn etwa Balzac im *Bankhaus Nucingen* schildert, wie ein Lord, der mit einem Jockey eine Kabale angeknüpft hat, England verlassen muß, um der Todesstrafe zu entgehen, die ihm wegen seines Vergehens droht. Vautrin vertritt den Typus des offenen Homosexuellen, entfernt von den durch Roland Barthes so glänzend aufgezeigten Doppeldeutigkeiten in *Sarrasine*, der an seiner Leidenschaft für einen römischen Kastraten verzweifelt, oder der lesbischen Liebe des *Mädchens mit den Goldaugen*, das sich in dem Augentrug verfängt, in dem Bruder ihrer Geliebten deren Widerschein erfassen zu können. In diesen beiden Erzählungen und in der *Herzogin von Langeais* würde, so Proust, das Thema der Homosexualität »all-

mählich eingeschnürt«¹⁰, um in der »niederschmetternden Umschlingung des Endes«¹¹, das Lucien mit sich unter Zuhilfenahme einer Seidenkrawatte im *Glanz und Elend der Kurtisanen* macht, zu kulminieren.

Lucien hatte schon »in der letzten Szene des ersten Teils der Tetralogie Balzacs«¹² Selbstmord begehen wollen, wird aber in einer Szene, in der nach Proust »jedes Wort und jede Geste Untergründe hat, auf die Balzac nicht hinweist, die aber von einer wunderbaren Tiefe sind«¹³, von der Raffinesse Vautrins, der sich als spanischer Kanonikus Herrera maskiert hat, vor dem Schritt in den Abgrund bewahrt. Damit weist Proust dem Zusammentreffen Vautrins mit Lucien einen Rang zu, der dem der letzten Szene des *Rheingolds*, dem Einzug der Götter in Walhall, gleichkommt. Ferner paraphrasiert Proust diese Szene ironisch, wenn Charlus auf dem Bahnhof von Doncières die Bekanntschaft von Morel macht. Vautrin nimmt Lucien zuerst wahr, indem er seine Schritte hört. Balzac, der in seiner *Theorie des Ganges* diesen die »Physiognomie des Körpers«¹⁴ nennt, weist dem ehemaligen Bagnosträfling damit einen Hörsinn zu, der den inneren Adel des anderen an dessen gleichsam sublimierten Schrittgeräuschen wittert.

Vautrin reicht in diesem Moment das rezeptive Organ des Ohres aus, so daß er das Balzacsche Gebot der Energiestauung erfüllen und keine Blicke zu verschwenden braucht. Charlus ist hingegen auf das optische Operationsfeld angewiesen. In einem winzigen Moment, in dem er sich unbeobachtet glaubt, wenn Marcel sich nach Albertines Abteil umschaut, fahren seine Blicke gleich Tantakeln aus ihrer Sicherung, um Morel zu umgarnen. Charlus ist darauf trainiert, in diesen Interpolationen des Zusammenseins auf Fang auszugehen. Vautrin hingegen geht sparsamer mit seinen Kräften um und postiert sich so, daß Lucien geradewegs in seine Arme läuft. Charlus wiederum läßt den Ich-Erzähler ausschwärmen, um Morel zu ihm hinzubeordern, indem er vorgibt, dieser sei ein Verwandter von ihm. Marcel soll als ausgeschlossener Dritter die Verbindung zu Morel schließen.

In beiden Anknüpfungen verfügt der jeweils Ältere über mehr Zeit, gerade weil seine Zeit abgelaufen ist, während die zeitlichen Ressourcen für Morel, der unter der Fuchtel des Militärs steht, und Lucien, der sich in die blumengesäumte Charente stürzen will, knapp geworden sind. Noch in dem Augenblick vor dem vermeintlichen Tod pflückt Lucien einen Strauß Sedum, einer Blume, »die zwischen den Steinen der Weingärten wächst«¹⁵, und harrt so blumengeschmückt des Endes. An Charlus und Morel drängt sich dagegen eine Blumenverkäuferin, als sie erspäh, daß Charlus dem Bahnangestellten zwanzig Francs Trinkgeld gegeben hat. Wenn Morel nun die Blumenverkäuferin herrisch wegschickt, zeigt sich seine Brutalität, die er gegen den jeweils Schwächeren zu wenden vermag. Das Motiv der Blumen ist so bei Proust mit Morels Käuflichkeit und Herrschsucht verbunden, bei Balzac repräsentiert es Luciens schöne und zweckfreie Natur. Die Kalesche, der Vautrin entsteigt, damit die Pferde die Steigung besser bewältigen können, mag als Vehikel einer Epoche gelten, in der man sich Zeit läßt und nicht gleich zur Sache kommt.

Vautrins Angebot an Lucien, in seine Kalesche zu steigen, damit dieser als Reisender, der den Anschluß verpaßt habe, noch die Postkutsche nach Paris erreichen könne, verdeutlicht Lucien, daß der Weg des vermeintlichen Kanonikus nicht der allgemeine sei, beläßt ihm aber noch die Wahl zwischen zwei Beförderungsmitteln. Charlus läßt dagegen ebenso seine Fahrt nach Paris sausen wie Morel seine Fahrt nach La Raspelière. Beide Autoren operieren so mit dem Motiv des Aus- und Umsteigens, einer Richtungsänderung, die nicht im offiziellen Fahrplan verzeichnet ist, sondern einen Aufbruch ins Abseitige markiert. Der Abstraktion und Knappheit eines Signalsystems, das einen Knotenpunkt des Verkehrs reguliert, gehorchen auch die Winke, mit denen sich Charlus und Morel verständigen. Charlus ist der Fahrdienstleiter, der Morel zu einem Abenteuer auf der Stelle auf sein Nebengleis dirigiert. Dieses kurzfristig geplante Abenteuer verheddert sich allerdings zu einer langfristigen Verwicklung.

Das Zusammentreffen der Personen ergibt sich in beiden Fällen aus einem Innehalten, einer Stockung, Stauung des Verkehrs. Wo alles durcheinanderwimmelt, um sich dann bei größter Geschwindigkeit – im Jet – um so sicherer zu verfehlen, bewegt sich der Suchende am besten nicht mit. Charlus kann Morel zwar zu einem Richtungswechsel animieren, aber nicht an eine individuelle Gangart adaptieren wie Vautrin, der Lucien beim Gehen das Schlendern des Dandys vorgibt. Dadurch kommt er Lucien innerlich näher, während sich Charlus und Morel zwar auf eine gleiche Fortbewegungsart verständigen können, aber innerlich fremd bleiben. Vautrin gebietet Luciens Haltlosigkeit, indem er ihm im Gespräch letztlich ein gemeinsames Lebensprojekt offe-

riert, Einhalt, während sich Charlus und Morel vom Haltepunkt des Verkehrs zur Haltlosigkeit ihres Verhältnisses fortbewegen.

In der Eröffnungsposition baut sich Vautrin nicht gewichtig vor Lucien auf, sondern entwickelt in geschickten Rochaden eine Innenschau von dessen gegenwärtiger Situation, wie er sie erfühlt, ohne dabei taktlos seine Misere zu berühren. Vautrin schafft es, Lucien, der vor dem Leben kapituliert hat, die weiße Fahne zu entreißen. Der Hartgesottene führt den Jüngling von seinem Selbstmitleid fort. Nicht mit einer aggressiven Attacke, die den anderen in den Boden bohrt, oder einer konventionellen Frage, die, indem sie nach Weg, Zeit oder Feuer fragt, die eigene Verlegenheit offenbart, eröffnet Vautrin das Gespräch:

Sie haben die Postkutsche wegfahren lassen, Monsieur, Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie nicht in meine Kalesche steigen wollen, um sie wieder einzuholen, denn die Eilpost ist schneller als der öffentliche Wagen.¹⁶

Luciens künftiger Gefährte offenbart dessen Misere in Metaphern des Gefährts. Lucien, der unklug einen Platz im Leben abonniert hatte, hat diesen Kampf wieder verloren; er bedarf der Extrapost, der besonderen Unterstützung, um mithalten zu können. Das Angebot, den Einstieg wieder zu versuchen, entspringt dem Herz unter der Soutane, der Verkleidung des Sträflings. Diese Verkleidung löscht nicht dessen Individualität aus, sondern betont sie noch, streicht sie heraus, denn jeder, der diesem Priester begegnet, ist noch niemals einem solchen begegnet. Doppelzüngigkeit sei malerischer als Ehrlichkeit, schrieb Henry James in einem Aufsatz über Balzac, so daß sich Lucien gleich von dem irritierenden Gehabe des Priesters angezogen fühlt. Indem Lucien seine Zigarre an der Vautrins anzündet, signalisiert er schon dessen Erfolg. Lucien hat nun eine Planke, an die er sich klammern kann. Vautrins Gefühl für Lucien ist zwar, was Proust Balzac vorwarf, durch das Prisma des Ehrgeizes gebrochen, doch sieht Vautrin Lucien keinesfalls nur als Hebel, um wieder in der Gesellschaft mitmischen zu können. Am Ende der Tetralogie sagt Vautrin, inzwischen wieder als Sträfling Collin firmierend, zum Generalstaatsanwalt Granville:

In diesem Herzen wuchs das Gute empor wie Blumen auf der Wiese! Sein einziger Fehler war, daß er schwach war, schwach wie die Saite der Lyra, die doch so stark ist, wenn sie gespannt wird... Die schönsten Naturen sind so: ihre Schwäche stammt einzig und allein aus ihrer Zärtlichkeit, aus der Bewunderung, aus ihrer Gabe, aufzublühen in der Sonne der Kunst, der Liebe und des Schönen.¹⁷

Vautrin sucht durch seine Worte den Staatsanwalt zu rühren, wie er selbst durch Lucien gerührt wurde. Die Lyra, die eine verborgene Saite in Vautrin zum Klingen bringt und zu deren Spiel er sich berufen fühlt, taucht als bewußt veräußerlichtes Motiv bei Proust auf: Morel trägt sie auf dem Kragenspiegel aufgesteckt, sie weist ihn als Mitglied des Musikkorps aus. Der abgebrühte Vautrin kann Lucien aus- und abhören, weil er in sich, verstärkt durch die Sträflingszeit, ein Sensorium für Zwischentöne und Klopfeichen gespeichert hat. Morels Lyra ist dagegen nicht nur Travestie der griechischen, sondern auch ungenierte Aufforderung an den, der, wie Charlus, Musik hören will, dafür zu bezahlen. Ist so Morel schon gebrandmarkt, so kann Lucien noch als Unschuldiger gelten, der sich, in den Augen des erfahrenen Vautrin, wegen Lappalien umbringt. Unter der dandyhaften Firnis legt Lucien, von Armut und Anmut gekennzeichnet, unwillkürlich das ungehobelte Verhalten eines Jungen vom Lande bloß.

Lucien eignet unmittelbar die Selbsterniedrigung wie Morel die Arroganz, mit der er allzu angestrengt vergessen machen will, daß er der Sohn eines Kammerdieners ist. In Morels Kalkulation steht schon eingeschrieben, daß man, um aufzusteigen, seinen Gönner fallenlassen muß. Die Schnörkel, die Luciens Innere durchweben und als gesellschaftsuntauglich ausweisen, haben Morel, als Ornament des Jugendstils, äußerlich abgestempelt, als Haarsträhnen auf der Stirn, die ironisch den Geigenhals des Virtuosen zum Signum des Einhorns erhöhen. Morel ist der Poseur, als der Vautrin Lucien gegenüber auftritt, während Charlus in sich jene Weichheit verbirgt, die Lucien unwillkürlich offenbart. Werden, wie hier, die Doppel bei Balzac und Proust verglichen, so ergäbe sich aus Partner- bzw. Gegnertausch ein homogeneres Team: Charlus' Nachgiebigkeit fände ebenso in Lucien ihr Pendant, wie Vautrins Ehrgeiz dem Morels entspräche.

Luciens Anmut stehen bei Morel die »reinlichen Kulturgebärden« (Th. Mann) des Geigenvirtuosen gegenüber, von dem der schmachttende Charlus in seiner Verkennung glaubt, er würde die Stütze seines Alters sein. Der Klavierspieler Charlus gibt in ihrem Duo, obwohl eigentlich begabter, nur den Part des Amateurs ab, den des dilettierenden Amateurs, Liebhabers und Zuhörers, mit dem er sich schon zufriedengibt, wenn er in Doncières sein Angebot an Morel macht. Allzu

bereitwillig offenbart er die Lücke, die Leere in seinem Ich, in die Morel einspringen soll. Die Rolle des Unfreien, die eigentlich Morel besetzt hat, der seinen Militärdienst ableistet, übernimmt Charlus von diesem. Charlus zahlt so, wie jeder gewiefte Selbstquäler, weniger dafür, was der andere leistet, als daß er sich noch dafür bestraft, was er leidet.

Vautrin zahlt keine Vorschüsse aus, sondern wickelt Lucien in Geschichten ein, indem er ihn bei seinem wiedererwachten Ehrgeiz packt und ihm mit der Geschichte des Papierverzehrers demonstriert, was man trotz einer Schwäche noch leisten kann. Vautrin zeigt auf, daß die Geheimgeschichte der Politik eine des Ehrgeizes ist, die nichts mit der offiziell tradierten zu tun hat. Lucien erhält so von dem Priester die niederen Weihen, er wird ein Eingeweihter. Der Papierverzehrer verweist zugleich auf Vautrin zurück, der den Urteilen, die über ihn gefällt wurden, trotzte und sie gleichsam verschlang. Was dem Politiker als Triumph der Selbstbestätigung gilt, einen Pakt, einen Vertrag zu zerreißen, überbietet Vautrin durch den Akt des Verzehens, in dem seine Selbstherrlichkeit gipfelt. Dieses Auftrumpfen wird aber von einem Gefühl des Scheiterns grundiert, wenn die Reisenden die Ruinen des Schlosses Rastignac passieren. Proust bezeichnete diese Stelle, unter Anspielung auf Victor Hugo, als »Trauer des Olympio der Homosexualität«.¹⁸

Die Ruinen gemahnen Vautrin an die Vergeblichkeit seiner Bemühungen um Rastignac im *Père Goriot* und lassen in ihm die Ahnung aufkommen, wie einmal sich sein Verhältnis zu Lucien darbieten wird. Einzelheiten der Werbung um Rastignac, etwa die Anspielung auf die Freundschaft zwischen Pierre und Jaffier in Otways *Gerettetem Venedig*, sollten dann bei Lucien weniger ihre Wirkung verfehlen.

Schließlich ermöglichte Vautrin Rastignac eine reiche Heirat, mit der er auch Luciens Karriere befördern will. Das zyklische Wiederauftauchen Vautrins im Rahmen der *Comédie humaine* gestattet eine ökonomische Aufbereitung des Wiederholungszwanges seiner Avancen. Von Rastignac verprellt, läßt sich Vautrin nicht entmutigen, so daß die Rhetorik, die er vor Lucien entfaltet, noch gewitzter ist. Nicht immer braucht sein Feldzugsplan ein Ritual der Verstellung seiner Hoffnung vorzublenzen; seine Maxime, daß es keinen Sinn habe, sich über schlechte Karten aufzulegen, gilt für ihn wie für Lucien:

Wenn Sie sich an einen Spieltisch setzen, streiten Sie da über die Bedingungen? Die Regeln sind gegeben. Sie akzeptieren sie.¹⁹

Vautrin ist freilich Falschspieler, der die Regeln nur zum Schein akzeptiert. So hofft er denn, Lucien Politur und Schliiff geben zu können, damit dieser mitmischen kann. Der falsche Priester ist auch für die Weisheiten eines Wegelagerers gut, der kalbslederne Schuhe trägt und weiß, worum der Tanz geht. Um Pair von Frankreich zu werden, läßt der Schriftsteller wissen, der sich als Gerichtssekretär seiner Gesellschaft verstand, müsse man als Sekretär eines Mannes wie Vautrin anfangen. Mit fünfzehntausend Francs wird diese Laufbahn Lucien schmackhaft gemacht, einer erheblich größeren Summe als der, die Charlus Morel für das Vorspiel bewilligt. Die Verführung durch Geldversprechen schließt sich so an die Motive der Reiseunterbrechung und des Ansprechens eines Unbekannten an, mit denen Proust Balzac variiert.²⁰ Der gewaltige rhetorische Vorspann, den die in der Kutsche Reisenden benötigten, ist einem knappen, rationellen und effizienten Signalsystem gewichen, mit dem die Zugreisenden sich verständigen. Auf dem Bahnhof, auf dem es knausriger und knapper zugeht, würde sich niemand als Priester verkleiden, um sich als Passant zu tarnen. Ebenso, wie die Züge pünktlicher sind als die Kutschen, werden die Abkommen rascher und exakter geschlossen. Wenn Charlus über seine und Morels Zukunft sinniert, wandelt sich zwar der Erzähler zum auktorialen, aber für seinen Schützling, so läßt er Charlus beschließen, dürfte nicht mehr als eine Stellung des Reisebegleiters herauspringen. Gegenüber diesen kümmerlichen Aussichten wird die spätpubertäre Phantasie Luciens angehitzt, wenn er sich schon in die geheime Mission des Kanonikus von Toledo verwickelt sieht. Nicht nur, was die Aussichten, sondern auch, was das Aussehen anbelangt, sticht Monsieur de Charlus unvorteilhaft von Vautrin ab. Das Schwarz der Soutane, das zusammen mit dem blatternarbigen Antlitz Vautrin eine düstere Aura verleiht, wird bei Charlus von dem Weiß des Reiseanzugs abgelöst, in den sich der stattliche Herr gezwängt hat, dessen geschminkte Lippen, gepuderte Nase und gefärbter Schnurrbart an das Äußere Gustav von Aschenbachs erinnern.

Da das Einverständnis, auf das Charlus bei Morel stößt, zu Balzacs Zeiten noch keinen Namen gefunden hatte, muß Lucien Vautrin mit der Frage aufwarten, warum sich dieser überhaupt für ihn interessiere. So wird Vautrin das Geständnis abgerungen, daß der Beweggrund des fausti-



Lucien de Rubempré und Vautrin.
Aus einer Ausgabe von
"Les illusions perdues", Paris 1867.

schen Pakts, in dem Luciens Ende schon vorweggenommen ist, die Einsamkeit sei. Als »Komplizen seines Schicksals«²¹ wird Vautrin Lucien in seine Niederungen ziehen. Vautrin zieht Lucien an sich, um ihn dann als Instrument der Rache in die Welt hinauszustoßen. Lucien wird er so präparieren, daß er ihm gefügig und der Welt gewachsen sei: »Ich bin der Verfasser, du sollst das Drama sein.«²² Vautrins Wille übernimmt sich, wenn er Luciens zartbesaitete Natur so abhärten will, daß er im entscheidenden Augenblick, im Verhör durch den Untersuchungsrichter Camusot, nicht seinen Text verlieren soll. Lucien ist nicht so programmiert, daß er die Nerven behalten kann, das Drama schreibt sich anders fort, als es sein Autor geplant hat. Auch die Infusionen der Stärke, die Vautrin Lucien verabreicht, päppeln den jugendlichen Liebhaber nicht zum schweren Helden auf. Lucien, von dem schließlich seine Bekannten glauben, er sei der natürliche Sohn Vautrins, gleicht so jenen Kindern, von denen ihre Eltern eine Karriere verlangen, die sie selbst nicht geschafft haben. Vautrin ist durch seine Position als Außenseiter darauf abgerichtet, die Gesellschaft von außen zu bekämpfen, so daß er Lucien vortreschen läßt, anstatt sie von innen auszuhöhlen; so ist es als Zeichen der Resignation und Anpassung zu werten, wenn er am Schluß der Tetralogie zum Chef der Sicherheitspolizei avanciert. Dieser äußerliche Erfolg ist kein Äquivalent dafür, daß Vautrin seinen größten Triumph verspielt hat; er »glichen einem Jäger, der eine lange und vergeblich gesuchte Beute findet«²³, diese aber als Köder mißbraucht und verliert. Vautrin geht die Fähigkeit der Balzacschen Geizhalse wie Grandet oder Rigou ab, die Schätze vor der Welt geheimzuhalten und sie verborgen zu genießen.

Die Verflechtung zweier Begierden, des Verlangens nach Lucien und nach Rache an der Gesellschaft, läßt Vautrin Lucien als Spielmarke im Gesellschaftsspiel einsetzen. Aber Vautrin hat sich nicht nur eine Schönheit, sondern auch deren Schatten eingefangen, der ihm immer wieder aus den Händen schlüpft. Vautrin scheitert an seinen pädagogischen Absichten, wenn er die Kunstfigur des Dandys zu einer abgehärteten Natur stählen will. Vautrin gibt pädagogisch dem Affen Zucker, wenn er seinen zukünftigen Schützling am Ohr faßt, tätschelt oder am Arm packt. Aufs erste besiegelt dann sein Kuß auf die Stirn ihren Pakt, der sie in Paris eine Wohnung in der Rue Cassette beziehen läßt. Was sich unmittelbar nach dem Zusammentreffen der Protagonisten abspielte, blendet Balzac ebenso aus wie Proust, der später lediglich mitteilt, Morel habe nach der Begegnung auf dem Bahnhof von Doncières wegen Migräne das Bett gehütet.

Diese Begegnung hat den gealterten Charlus in Sekundenschnelle sich verjüngen lassen. Charlus tritt wieder in der Optik des Erzählers auf, indem er wieder in das Medium der Zeit eintaucht und sich proteushaft in ihr verwandelt. Unmittelbar eignet ihm die Reaktionsschnelligkeit eines Börsianers, er geht aufs Ganze, aufs Geld, und taxiert Morel ein. Doch all seine Anmaßung ist in ein weibliches Fluidum gehüllt, so daß man von Charlus sagen kann, er protegiere Morel, während Vautrin der Protektor Luciens ist. Morel wird die erste Geige in dem Duo spielen, das sich durch Disharmonien auszeichnet. Dem Baron mangelt nicht die Virtuosität, aber die Contenance. Charlus verliert diese etwa, wenn er sich bei den Vorlesungen Brichots dessen Hörern zu sehr gefällig erweist; »mehr als ein Student, der nicht wußte, wer er war, staunte über seine Lebenswürdigkeit, wurde daraufhin von seiner eigenen Wichtigkeit überzeugt und so kühl, daß der Baron den Hörsaal nachdenklich und eher melancholisch verließ.«²⁴

Die Verachtung, die dem gezollt wird, der sein Verlangen offen zeigt, bezeugt Charlus seinerseits Cottard, von dem er glaubt, er mache ihm einen Antrag:

Sofort legte er dem Professor gegenüber die Härte des Invertierten an den Tag, der ebenso verachtungsvoll denjenigen entgegentritt, denen er selbst gefällt, wie er sich eifersüchtig um die anderen bemüht, welche ihm gefallen.²⁵

Charlus' widersprüchliche Bestrebungen, Subjekt des Verlangens zu bleiben und von einem männlichen Mann geliebt zu werden, lassen sich nicht auf einen Nenner bringen. Pendelnd zwischen Größenwahn und Schüchternheit, bleibt er, mit einem Wort von Vautrin, inconsistent, vermischt den Habitus von Oscar Wilde mit dem von Willy Millowitsch. Wie Swann ruiniert sich Charlus für jemand, der nicht sein Genre ist, für Morel, der ihm zwar nicht männlich, aber kratzbürstig genug ist, um ihn in der Hand zu haben. Morel läßt sich von dem linkischen Amateur nichts sagen und ergibt sich, die Erhöhung in den Adelsstand durch Adoption ausschlagend, einer stumpfen Indifferenz, womit er den Baron in Weißglut bringt. Mit Genuß läßt Morel Charlus in die Irre laufen, der sich daraufhin, jeglicher Würde beraubt, »im Umgang mit dem Pöbel«²⁶ gefällt, der ihn um so mehr versetzt. In diesem Abstieg beweist sich die Porosität des Charakters Charlus', der keiner mehr ist, der, Zeitgenosse Machs und Musils, der Demontage verfällt. Charlus hatte sich getäuscht, als er in Morel eine Stütze seines Alters erblickte, arbeitet dieser doch

vielmehr auf die Auflösung seines molluskenhaften Freundes hin. Indem Morel ihn bloß weg-schampt, ist er gleichsam snobistischer als sein Freund, der in einer weiteren Verkehrung mit klembürgerlichem Eifer über ihn wacht. Morel kassiert zwar ab, denkt aber nicht daran, den Willen an den Freund zu delegieren und diesen als Geschäftsführer zu bestellen – ein Verfahren, dem Lucien folgte, bevor er abtrünnig wurde. Wer den anderen aushält, verliert eher den Machtkampf gegen ihn, als daß er ihn im Griff hätte. Morel gießt Hohn, Häme und Haß über Charlus aus, der körperlich immer mehr verfällt und paradoxerweise Morel gerade dadurch zu halten versucht, daß er ihn an Jupiens Nichte abtritt. Den längst seiner überdrüssig Gewordenen kann er nur noch mit Herausforderungen, etwa der Ankündigung eines fingierten Duells, an sich binden.

Charlus rechnet zu jenen Homosexuellen, die, nach Adorno, durch Angstdruck und Ächtung der Gesellschaft eine »Unfähigkeit, zustande zu bringen, was sie wohl vermöchten«²⁷, zeichnet. Charlus, eigentlich zum Schriftsteller berufen²⁸, verlegt sich auf die Lektüre des von ihm außerordentlich geschätzten Balzac, des *Curé de Tours*, besonders aber der von Proust so bewunderten Schlußszene der *Illusions perdues*.²⁹ Wenn Charlus die Vorliebe des Autors teilen darf, so wird damit Hofmannsthals Diktum bestätigt, daß Balzac ein Autor für alle, für den Fachmann wie für den Dilettanten, sei.³⁰ Bei der Lektüre neigt der Baron zur Identifikation, wenn »seine eigene Situation mit der von Balzac beschriebenen in Verbindung«³¹ gebracht werden konnte. Der snobistische Charlus, der sonst Wert auf die Form legt, ist als Leser Stellvertreter seines Autors und schätzt Balzac gerade wegen seines einschlägigen Inhalts und der Themen in *La Fille aux yeux d'or*, *Une Passion dans le désert*, die akademische Kritik Brichots an manchen Formulierungen Balzacs als weltfremd zurückweisend. Dennoch bleibt Charlus auch als Leser unter seinen Möglichkeiten, wenn er allzu kritiklos gewaltige Massen so verschlingt, wie das Pantherweib in *Une passion dans le désert* Martin zu verschlingen droht.

Wenn er Victurnien de Surgis eine Ausgabe des *Cabinet des Antiques* zeigen will, um ihn dem Marquis d'Esgrignon, dessen Vornamen mit dem seinen übereinstimmt, »gegenüberzustellen«³², gelingt es Charlus, seine Balzac-Lektüre zum Leben zu befreien. Balzac ist so der sprechende Spiegel, in dem der Baron seine Leidenschaft, die sonst sprach- und bilderlos bliebe, reflektieren kann. Dieser Dauertransfer zwischen seiner und Balzacs Welt, der ihm erlaubt, sein Verhältnis zu Morel in ein gnädiges Licht zu tauchen, mag eine der Ursachen sein, daß der Baron für seine Umwelt immer blinder wird und sich unvorsichtiger geriert, so daß er schließlich auf dem für ihn nicht sehr glänzenden Parkett des Salons von Madame Verdurin zu Fall kommt. Diese ist zu rachsüchtig, um ihm, der bei ihrem Empfang den Hausherrn spielte, ein *Aperçu* wie das folgende durchgehen zu lassen:

Alles in allem haben Sie die Rolle eines Bindestrichs gespielt, Sie haben geholfen, die Fusion zwischen Vinteuils Werk und seinem genialen Interpreten herzustellen.³³

Charlus' snobistischer Versuch, in einem Salon Fuß fassen zu wollen, der ihm eigentlich nichts bedeutet, endet mit seiner Trennung von Morel, den Madame Verdurin ihm mit geharnischten Worten abspenstig macht. Wenn Charlus willenlos seine Kompromittierung über sich ergehen läßt, so ähnelt seine Reaktion der Saniettes, der verschüchtert seinen Hinauswurf bei den Verdurins quitiert. Charlus, der monströse Außenseiter in der *Recherche*, birgt in sich den Charakter Saniettes, der schwächsten und hilflosesten Person in diesem Werk, die gewöhnlich von Lesern und Kommentatoren mit Schweigen übergangen wird. Lange Zeit war Saniette nur geduldet, durfte aber nicht verschreckt werden, damit die Zorn- und Haßausbrüche der Gastgeber ein willfähiges Ziel fanden. Läßt man bei Charlus die großen Gesten außer acht; so ist er der dauernd fliehende und gehetzte Saniette. Er ist ein Bewunderer Vautrins nicht nur wegen der analogen Triebrichtung, sondern weil dieser ein Antipode seines letztlich nur schwachen Willens ist. Saniette darf sich nach seinem Hinauswurf bei den Verdurins in einem Schlaganfall auszappeln. Charlus steht, nachdem man ihm dort die Tür gewiesen hat, noch ein langes physisches und moralisches Koma bevor. Zucken, Zittern und Zappeln sind die physischen Signa von Saniettes nacktem Gesicht und seiner hautlosen, bloßliegenden Nerven. Ängstlich antizipiert er die negativste Reaktion seines Gegenübers auf sich, ständig vor dem Zusammenbruch stehend. Saniettes korrekter Umgang mit der Sprache, der ihn mit Charlus verbindet, seine Musikalität, die ihn das allzu virtuose Spiel Morels kritisieren läßt, trägt ihm die Brüllanfalle Monsieur Verdurins ein, der ihn demütigt, wie ein Feldwebel einen Rekruten heruntermacht.³⁴ Die Akkuratess, mit der sich Saniette nicht dem Jargon überläßt, wird zur Zielscheibe des Spotts. Der so Geduckte vermag dann paranoid nicht mehr zwischen wahren und vorgestellten Beleidigungen zu unterscheiden, versucht aber immer noch lächelnd ihnen zuvorzukommen. Der Tolpatsch Saniette »sün-

digte durch seinen Mangel an Kühnheit³⁵ und rangiert so unter Leuten, die nicht imstande sind, „ihm das Wasser zu reichen.“³⁶ Mag der arme Archivar auch eine schlechte, traurige Figur abgeben, so ist seine lebende Empfindlichkeit doch Ausweis des Lebendigen innerhalb des Kabinetts von Karikaturen, die den Verdurinschen Salon bevölkern. Nicht nur, daß er als trauriger Mensch auf die fatale Rolle des Komikers verfällt, macht das Unnennbare an ihm aus, rückt ihn fast neben Albertine, deren Attraktion zerstiebt, sich bei näherer Betrachtung verflüchtigt. Wenn in einem jähen Bild dann doch einmal der Hals Albertines vor die Augen tritt – er ist »mächtig, golden, kräftig gekörnt«³⁷, so ließe sich von Saniette sagen, er sei es, der seinen Hals selbst auf den Bock legt. Selbst wenn man Saniette das Epitheton arm zubilligt, verriete sich der Leser, der sein Sensorium durch die *Recherche* geschärft glaubt. Was man der vermeintlich geringsten Figur des Romans angetan hat, läßt sich durch kein Einlassen auf den main stream der *Recherche* wieder gutmachen.

Wird mit Saniettes atemloser Befangenheit kurzer Prozeß gemacht, so dauert Charlus' Höllenfahrt länger, weil er Morels Verlust nicht verschmerzen kann. Der Laufpaß, den ihm Morel ausstellt, läßt den Baron vom Salon in ein dürftiges Exil der Phantasie, ins Bordell, schliddern, in dem er sich züchtigen läßt. Adorno meint, Proust demonstriere so an der eigentlichen Zentralfigur der *Recherche*, dem Baron Charlus, die »Unmöglichkeit der Liebe.«³⁸ Diese aber hätte sich Charlus auch selbst zuzuschreiben, wenn er bei dem Empfang der Verdurins mit zähem Hochmut das untergräbt, was er sich mühselig geschaffen hat. Sein snobistisches Vergnügen an der Hofhaltung will Charlus nicht aufgeben, obwohl sich an der Größe eines solchen Verzichts die Liebe bewiese. Freilich dürfte der alternde Ästhet vom unberechenbaren, sich schnell verhärtenden Morel kaum Gegenleistungen für Zugeständnisse einheimen.

Die Auflösung des sozialen Gefüges, die der Ausbruch des Krieges zumindest andeutet, kommt den Bedürfnissen eines Außenseiters wie dem Baron Charlus zugute. Ähnlich wird, während die Menschen aus der Stadt fluten, das Paris von 1940 für Daniel Serano in Sartres *Chemins de la liberté* gleichsam zu einer offenen Stadt, die er mit offenen Armen durchstreifen kann. Charlus, der auch dem Gegner Verständnis entgegenbringt, beklagt, daß der Krieg viele lebendige polychrome Statuen zerstöre. Doch in dem Bordell, das Charlus aufsucht, wird auch, als sei es von Pasolini dargestellt, nach einem Kriegskrüppel verlangt. Da Charlus um so auffälliger wirkt, je älter er wird, nimmt ihn schließlich die Polizei ins Visier. Das Kriegsgeschehen verschafft ihm keine Deckung, sondern entblößt seine Laster. Charlus, der anfangs ganz Auge war, nach neuen Möglichkeiten Ausschau hielt, wird schließlich ganz Opfer späherer Optik, wenn die Züchtigung, der er sich im Bordell unterzieht, vom Nebenzimmer beobachtet werden kann. Der Baron, der auf dem Bahnhof von Doncières noch mit Imperatorengeste schaltete und waltete, ist tief gefallen und mitten im Krieg zum Gefangenen seiner Leidenschaft geworden.

Zum Chef der Polizei, die Charlus auf den Fersen sein wird, avanciert in *Splendeurs et misères* Vautrin, dessen ergebenere Leser der Baron ist. Charlus folgt seinem Laster und wird verfolgt, Vautrin entzieht sich der Einkreisung durch Polizei und Justiz und kommandiert schließlich jene, die ihn zu fällen versuchten. Der zwanghaften Beharrlichkeit, mit der Charlus seinen Untergang betreibt, steht bei Vautrin ein ungeheurer Wille gegenüber, der in einen unglaublichen Aufstieg mündet. Die Charakterisierung Balzac'scher Figuren durch Baudelaire läßt zuerst an Vautrin denken: »Alle Seelen sind Schußwaffen, die bis an die Mündung des Laufes mit Willenskraft geladen sind.«³⁹ Vautrins Wille kreist um sein Ideal der Freundschaft, das er in der ihm feindlich gesonnenen nachnapoleonischen Ära nur verfolgen kann, indem er Verbrechen auf Verbrechen häuft. Da ihm das Böse nur Mittel ist, wird es geheiligt. Da sich sein Bestreben nicht in einer gängigen Währung materialisieren kann, bleibt Vautrin immer auf der Hut, auf dem Sprung und seltsam alterslos. Sein Körper bleibt elastisch und energiegeladen, da er der Gegentyp des Rentners oder Schatzbildners ist, der sich auf die faule Haut legt. Vautrin, wissend, daß der offene Gegner der Gesellschaft in ihr Messer rennt, führt ein »vorbildliches abseitiges Leben«⁴⁰, indem er, der sie zum Teufel wünscht, sich als Priester tarnt. Hinter demonstrativ zur Schau getragener Männlichkeit verbergen sich mütterliche Gefühle für Lucien, den er wie einen Sohn umhegt. Geduldig erträgt er die Verwunderung oder Verachtung derer, die – wie Lucien oder Rastignac – in die Grube seines Herzens fallen, weil er sich, allzusehr freilich, ihrer späteren Gegenliebe gewiß ist.⁴¹ Sich in einem Salon, wie Charlus in dem Verdurinschen, etablieren zu wollen, hieße, sich als »Nebenbuhler der Möbel«⁴² aufzuspielen. Das Geplänkel eines Salongesprächs erschiene Vautrins zielgerichtetem Handeln als Zeitverlust. Vautrins utopischer Wille transzendiert das Gesellschaftsgetriebe. Vautrin ist Vater und Versucher in einer Gestalt, der die Freundschaft will, aber als Mittel dazu das Böse schafft. Mit niedrigen Mitteln läßt Vautrin Lucien aufsteigen. Als

schöne Kreatur Vautrins läßt Lucien vor Camusot freilich die feige Wollsnatur blecken, die eher Rache an ihrem Schöpfer als an der Gesellschaft nimmt. Lucien vergilt seinem Herrn und Meister das Böse, was er ihm gelehrt, aber nicht das Gute, das er ihm erwiesen hat. Lucien betrübt sich selbst, indem er mit Lust am Verrat sein Ebenbild trübt, den schönen Widerschein, den ein starker Wille in die Wirklichkeit gepflanzt hatte. Der Verrat ist die menschliche Vergeltung der animalischen Zuneigung Vautrins, deren Wehgeschrei sich, als sie vom Tode Luciens erfährt, nur in Tierlauten Luft machen kann:

Nie hat ein Tiger, der seine Jungen geraubt sieht, durch die Dschungel Indiens einen so entsetzlichen Laut gebüllt, wie Jacques Collin ihn jetzt ausstieß.⁴³

Vautrins Junge war sein Junges, das er nicht nach Menschenart dressierte, dem er Spielraum beließ und kaum seine Tatzen spüren ließ. Vautrin ist zwar von Lucien entflammt, zündet stets seine Zigarre an der seinen an; da das Begehren aber danach trachtet, sich selbst durch Erfüllung stumpf zu machen und die Schönheit des anderen zu zerstören, liebt er Lucien, als besäße er ihn nicht. Balzac, der seit der *Physiologie du mariage* menschliche Verbindungen politisch als Koalitionen einzustufen pflegte, hätte Vautrin wohl als konstitutionellen Monarchen bezeichnet, der de facto zugunsten des Kronprinzen Lucien abgedankt habe:

Die beiden, Lucien und Herrera, waren zusammen ein politisches System: darin lag zweifellos das Geheimnis ihrer Vereinigung.⁴⁴

Aber da dieses System bzw. Doppel nicht aus gleich spielstarken Partnern besteht, kann Camusot es entzweiern, indem er penetrant auf Lucien zielt. Die Kombination von Naturgewalt und Dandy ist zu apart, um nicht brüchig zu sein. Gerade weil sie sich perfekt ergänzen, sieht der Außenstehende, daß der eine dem anderen fehlt. Lucien will den anderen blenden, Vautrin will ihn täuschen. Wie sich der Wahrsager über die Hand beugt, inspiziert Camusot Vautrins Gesicht, um aus ihm die Wahrheit zu lesen, ob er sich des Erbes Esthers bemächtigt habe. Seine höchste Befriedigung, den Richter zu täuschen, bezieht Vautrin daraus, so arglos zu schauen, als vermöchte er kein Wässerchen zu trüben. Indem Vautrin der Feldforschung und Musterung Camusots standhält, der ihn inspiziert, wie ein Maler sein Modell unter die Lupe nimmt, hat er das Geheimnis seiner Vereinigung mit Lucien gewahrt, die sich aus den Einkünften der Prostituierten Esther reproduziert. Vautrin bedient sich Esthers, wie sie sich Nucingens bemächtigt hat, damit Lucien standesgemäß leben kann. Diese Transaktion, die das Finanzkapital Nucingens über den Köder der Kokotte in die Hände Vautrins schleust, scheitert schließlich daran, daß Esther ihre Rolle nicht durchsteht. In dem Stromkreis, den Vautrin mit seiner Energie speist, sind Menschen, auf die er baut, die Sicherungen, die durchbrennen. So schlägt auch Luciens Heirat mit Clotilde de Grandlieu fehl, die ihm den endgültigen Aufstieg gesichert hätte. Der Einzelkämpfer Vautrin, eine archaische Naturgewalt unter nervlich derangierten Gefährten und Helfershelfern, vermag nicht zu erkennen, daß diese nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt sind wie er. Vautrins Vorgehen ist zu sehr, womöglich durch seine Zeit auf der Galeere und im Bagno, durch eine Bandenmoral geprägt: Erst haben die Kumpane ihm zu helfen, dann werden sie aus dem Weg geräumt. Rückblickend resümiert er über seine fehlgeschlagenen Pläne: »So hätte der Kleine dann ganz mir gehört.«⁴⁵ Zu lange war Vautrin der altertümlich ehrliche Schuft, der sich auf Muskelkraft und auszuplündernde Seelen stützte. Erst sein Einstieg in die Institution, sein anonym glanzvoller Aufstieg zum Chef der Sicherheitspolizei zeigt, daß das Böse in ihm, nachdem er Lucien verloren hat, auf der Höhe der Zeit ist.

Morel dagegen ist nicht Karrierist aus Resignation, sondern aus Passion. Mit Charlus bildet er kein politisches System, sondern eine Mesalliance, ein Dissonanzduo. Ist Esthers Prostitution Ausdruck ihrer Liebe zu Lucien, so gibt sich Charlie Morel dem Prinzen von Guermantes für fünfzig Franc die Nacht hin, weil Charlus ihm im Grunde gleichgültig ist. Morel, der Kammerdienersohn, leidet wie Lucien, dessen Mutter Hebamme war, an dem Makel seiner Herkunft: eignet ihm auch weniger Talent als jenem, so verfügt er doch über mehr Rücksichtslosigkeit. Er lehnt jedoch mit dem Stolz des Emporkömmlings, der nicht immer auf die Gunst seines Gönners angewiesen sein will, den Adelstitel ab, den Charlus ihm anbietet. Morel wandert lieber von Hand zu Hand, läßt sich leicht ansprechen, aber schwerlich für immer gewinnen. Wenn er später seine Gunst Saint-Loup zuwendet, so leidet dieser unter den Kapricen des Westentaschen-Paganini nicht minder als Charlus. Ist Morel als Virtuose Relikt einer vergangenen Zeit, so weist er in seinen Verhältnissen schon voraus auf die Epoche der Sachlichkeit. Auf das Fixum, das Charlus ihm zukommen läßt, reagiert er mit Kühle, steht aber stramm, wenn die Padrona ihn anfährt. Da

Charlus sich gegenüber Morel immer zu einer Liebenswürdigkeit durchringt, anstatt ihm nur einmal böse sein zu können, bringt er ihn noch mehr in Rage. Die Gereiztheit und Widerspenstigkeit Morels erlaubt es ihm, »eine gerade, unbeugsame und von Eleganz geprägte Linie zu verfolgen«⁴⁶, die ihn in den Augen seiner Bewunderer noch begehrenswerter macht.

Die Gereiztheit, das Irrlichternde und Schrille Morels machen auch die gewissen Reize aus, deren Raffinesse darin bestand, »daß er Männer und Frauen hinreichend liebte, um jedem Geschlecht mit Hilfe der Dinge Vergnügen zu bereiten, die er an dem anderen erprobt hatte«.⁴⁷

Luciens Motto, das »Quid me continebit«⁴⁸ lautet, könnte von Morel sein. Doch Lucien ist nicht starrköpfig wie dieser, blüht auf unter den Händen dessen, der ihn als Strandgut der Landstraße aufblas. Sein Mentor bietet ihm keinen Adelstitel an, sondern lehrt ihn, der vorher, seiner selbst unsicher, auf Zustimmung erpicht war, seinem inneren Adel Ausdruck zu verleihen:

Sein junges schönes Gesicht hatte es nunmehr gelernt, in Gesellschaft undurchdringlich zu bleiben wie das Gesicht einer Prinzessin bei einer Hoffeierlichkeit.⁴⁹

Luciens nacktes Gesicht, ehemals Zeichen der Unschuld, muß sich nun bedeckt halten, weil er mit seinem Komplizen Vautrin am Verbrechen partizipiert. Sich selbst beherrscht Lucien aber nur so lange, wie ihn Vautrin im Griff hat. Wenn Lucien »seine Frau sozusagen in zwei Bänden gefunden hat«⁵⁰, in Esther und Clotilde, so ist dies Anzeichen einer inneren Spaltung, die ihn zwischen der Härte eines Vautrin und der Hoffnungslosigkeit der edlen Hure Esther schwanken läßt. Der Härtetest beim Verhör beweist dann, daß Luciens Schönheit, wieder schutzlos geworden, ihn eher zum Verrat als zur Treue prädestiniert. Lucien denunziert Vautrin vor Camusot, wie Charlus durch Verdurin vor Morel bloßgestellt wird. Dieser Verrat aus Schwäche bringt Vautrin nicht um, aber tötet ihn innerlich so ab, daß er reif ist für eine lemurenhafte Karriere. In seinem großen Abschiedsbrief an Vautrin bezichtigt sich Lucien selbst des Verrats und schreibt, daß er sich mit seinem Ende für ihn bestraft habe; gleichzeitig spricht er sich frei, da er nicht vom Kaliber dessen sei, der ihn zu seinem Idol gemacht habe und im geschichtlichen Raum einen Robespierre oder Napoleon abgeben habe:

Sie sind mit einer ungeheuren Macht über zarte Seelen begabt. Sie ziehen sie an sich und zermalmten sie... Sie sind die Poesie des Bösen... Und jetzt kann ich meinen Kopf aus dem gordischen Knoten Deiner Politik ziehen, um ihn in die Schlinge meiner Krawatte zu stecken.⁵¹

Die Unausweichlichkeit der Vernichtung durch einen Titanen, in die Lucien bereitwillig einstimmt, kontrastiert mit der matten Zärtlichkeit, mit der Lucien seine Seidenkrawatte bedenkt. Der Kanonikus wird von Lucien als Macht kanonisiert, während er sich mit Trotz und Eleganz selbst aus dem Weg räumt. Da er lebend der verderblichen Macht Vautrins erliegen würde, kann sich Lucien nur durch seinen Tod bewahren. Der »Todtäuscher« Vautrin versagt vor Luciens Tod, mit dem im Mai 1830 ein Typus, der als romantischer Dandy Züge von Heine, Hölderlin und Novalis in sich vereinigt, vor dem Einbruch des juste milieu die Segel streicht. Luciens Tod ist der Abschied eines schon Unzeitgemäßen, dem später die Filmindustrie mit dem Genre des latin lover eine greuliche Auferstehung beschert. Die Möglichkeit einer Existenz hätte sich für Lucien nur in extremer Berührungsscheu vor aller Öffentlichkeit, in der Art des Abseits von Hölderlin oder Robert Walser ergeben, wie auch Adorno andeutet: »Dem Talent, das anstatt in der Stille sich zu bilden, den Kopfsprung in den Strom der Welt wagt, winkt der Strick.«⁵²

Oscar Wilde war über den Tod Luciens in *Splendeurs et Misères des Courtisanes* so ergriffen, daß er ihn als den größten Kummer seines Lebens bezeichnete.⁵³ Lucien wehrt aber eine solche Lesart ab, indem er mit sich vor seinem Ende Frieden schließt. Er tritt aus sich und seiner Zeit heraus, indem er sich als Dichter zur Zeit Ludwigs XI. im Säulengang unter den Arkaden der späteren Conciergerie wandeln sieht. Balzac läßt die Zeit unmittelbar vor dem Tod Luciens innehalten und transponiert diesen in eine Epoche, die seinen Anlagen gemäßer wäre. Beschwört Proust am Ende der *Recherche* noch einmal die gewaltige Strecke der Lebensgeschichte, die sich nur in der Erinnerung ihrer selbst vergegenwärtigen konnte, so läßt Balzac die Epiphanie Luciens mit seinen Anstalten zum Selbstmord zusammenfallen, so daß er sich aus der Zeit entläßt, bevor er das Leben verläßt, das schon so vor dem definitiven Ende als nichtig abgetan wird.

Werden die »Vitae parallelae« (Plutarch), die Lebensläufe an ihrem Ende verglichen, so verliert der Leser Charlus und Morel aus den Augen, wenn sie sich weiter ihrem Schicksal ergeben und im Taumel ihrer schalen Vergnügungen drehen; Vautrin aber darf, wie Lucien, den individuellen Zeithorizont übersteigen und auf eine doppelte Ewigkeit hoffen: auf das »Glück, zusammen zu

verweisen⁵¹, das ihm und Lucien noch bevorsteht, und auf seine Karriere bei der Geheimpolizei. »Die Polizei ist für die Ewigkeit da«⁵⁵, sie macht mit dem alten Vautrin Schluß und behält das letzte Wort.

ANMERKUNGEN

- ¹ Marcel Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, Frankfurt/M. 1962, S. 102.
- ² Paul Valéry: *Windstriche*, Frankfurt/M. 1971, S. 61.
- ³ Vgl. André Gide: *Aus den Tagebüchern 1889–1939*, Stuttgart 1961, S. 209.
- ⁴ Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, S. 117.
- ⁵ *Ebda.*, S. 101.
- ⁶ Vgl. *ebda.*, S. 93.
- ⁷ Vgl. Proust: *Die Gefangene*, I, Frankfurt/M. 1976, S. 213.
- ⁸ Vgl. Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, S. 124.
- ⁹ André Maurois: *Auf den Spuren von Marcel Proust*, Frankfurt/M. 1964, S. 202.
- ¹⁰ Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, S. 127.
- ¹¹ *Ebda.*
- ¹² *Ebda.*
- ¹³ *Ebda.*
- ¹⁴ Honoré de Balzac: *Die Kunst, seine Schulden zu zahlen. Theorie des Ganges*, München 1966, S. 90.
- ¹⁵ Balzac: *Verlorene Illusionen*, München 1976, S. 685.
- ¹⁶ *Ebda.*
- ¹⁷ Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, Gütersloh 1958, S. 516.
- ¹⁸ Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, S. 128.
- ¹⁹ Balzac: *Verlorene Illusionen*, S. 700.
- ²⁰ Vgl. Marion Luckow: *Die Homosexualität in der literarischen Tradition. Studien zu den Romanen Jean Genets*, Stuttgart 1962, S. 122.
- ²¹ Balzac: *Verlorene Illusionen*, S. 705.
- ²² Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, S. 88.
- ²³ Balzac: *Verlorene Illusionen*, S. 685.
- ²⁴ Proust: *Die Gefangene*, II, Frankfurt/M. 1977, S. 395.
- ²⁵ Proust: *Sodom und Gomorra*, II, Frankfurt/M. 1976, S. 441.
- ²⁶ *Ebda.*, S. 642.
- ²⁷ Theodor W. Adorno: *Eingriffe. Neun kritische Modelle*, Frankfurt/M. 1963, S. 112.
- ²⁸ Vgl. Proust: *Die Gefangene*, I, S. 278.
- ²⁹ Vgl. Proust: *Sodom und Gomorra*, II, S. 619.
- ³⁰ Vgl. Hugo von Hofmannsthal: *Reden und Aufsätze, I, 1891–1913*, Frankfurt/M. 1979, S. 382.
- ³¹ Proust: *Sodom und Gomorra*, II, S. 630.
- ³² Proust: *Sodom und Gomorra*, I, S. 144.
- ³³ Proust: *Die Gefangene*, II, S. 371.
- ³⁴ Vgl. Proust: *Sodom und Gomorra*, II, S. 461.
- ³⁵ Proust: *Sodom und Gomorra*, II, S. 582.
- ³⁶ *Ebda.*, S. 583.
- ³⁷ *Ebda.*, S. 716.
- ³⁸ Theodor W. Adorno: »Balzac-Lektüre«. In: *Noten zur Literatur*, I, Frankfurt/M. 1969, S. 104.
- ³⁹ Zitiert nach Gaetan Picon: *Honoré de Balzac in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1981, S. 126.
- ⁴⁰ Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, S. 86.
- ⁴¹ Vgl. Balzac: *Vater Goriot*, München 1970, S. 162.
- ⁴² Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, S. 92.
- ⁴³ *Ebda.*, S. 430.
- ⁴⁴ *Ebda.*, S. 54.
- ⁴⁵ *Ebda.*, S. 427.
- ⁴⁶ Proust: *Sodom und Gomorra*, II, S. 633.
- ⁴⁷ *Ebda.*, S. 430.
- ⁴⁸ Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, S. 82.
- ⁴⁹ *Ebda.*, S. 72.
- ⁵⁰ *Ebda.*, S. 102.
- ⁵¹ *Ebda.*, S. 401.
- ⁵² Adorno: »Balzac-Lektüre«. In: *a.a.O.*, S. 39.
- ⁵³ Vgl. Proust: *Gegen Sainte-Beuve*, S. 126.
- ⁵⁴ Balzac: *Glanz und Elend der Kurtisanen*, S. 550.
- ⁵⁵ Balzac: *Die Kleinbürger*, II, Berlin 1923, S. 410.

U N B E K A N N T E S Ü B E R S A G I T T A

John Henry Mackay als Mensch

von Friedrich Dobe

Edition Plato, Koblenz, 1987

94 Seiten, DM 17.80

Bekanntlich verfaßte der Dichter und Propagandist des Anarchismus John Henry Mackay unter dem Pseudonym 'Sagitta' auch Belletristik für Knabenliebhaber und Propagandaschriften für deren Sache; so schrieb er 1908 an seinen amerikanischen Freund Benjamin R. Tucker: "I shall never give up this battle".¹ Dies geschah während des Prozesses gegen seinen Verleger Bernhard Zack wegen Verbreitung der "unzüchtigen Schriften" von Sagitta. Die Gerichtsverhandlungen dauerten 19 Monate und endete 6. Oktober 1909 damit, daß die Bücher tatsächlich für unzüchtig und ihre Vernichtung beschlossen wurden. Ferner mußte Zack 600 Mark Geldstrafe und in die Gerichtskosten zahlen. Natürlich zahlte Mackay alles. Er schrieb an Tucker: "If they had known, who Sagitta was, they had to sentence me logically for prison."² Uns wäre es vielleicht lieber, wenn Mackay sich später als Verfasser bekannt hätte, aber es hatte einen deutlichen Vorteil, das Geheimnis zu wahren.

Als Folge des Prozesses muß seine Identität von vielen, zumindest in den schwulen Kreisen Berlins, bekannt gewesen sein. Sicher hatte die Kriminalpolizei ihn in Verdacht: es gab wiederholte Hausdurchsuchungen im Jahre 1908. Sie konnte aber nichts finden, weil seine Sagitta-Manuskripte und die Vorräte gedruckter "Bücher der namenlosen Liebe" in einem Zimmer waren, das außerhalb der Wohnung lag und ein Bodengelaß zu sein schien. Dies ist eine der vielen Entdeckungen in John Henry Mackay als Mensch von Friedrich Dobe, einem langjährigen Freund Mackays. Das 1944 verfaßte Manuskript befindet sich in der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin

(DDR); dies ist die erste Veröffentlichung. Das Buch wirft Licht auf eine Seite des Lebens Mackays, die bisher ziemlich im Dunkel stand, größtenteils weil Mackay darauf beharrte, das Geheimnis von Sagitta bis zu seinem Tod 1933 zu bewahren, obwohl es seit langem ein offenes Geheimnis war.

Dobe erzählt, daß Mackay einmal geplant hatte, mit seiner Dichtung "Walter: Oder das Gelage" sich den Liebhabern seiner Werke als Sagitta zu erkennen zu geben, indem er sie in das fünfte Buch der namenlosen Liebe aufnahm. Er hat es aber nicht getan und in seiner späteren Abrechnung hat er die Sache nur dunkel erwähnt. Nach Mackays letztwilliger Verfügung aber sollten Neuausgaben seiner sieben "Bücher der namenlosen Liebe" den Vermerk tragen: "Ich war SAGITTA. Ich schrieb diese Bücher in den Jahren, in denen man meine künstlerische Kraft erloschen glaubte".³ Seine "künstlerische Kraft" war zwar nicht erloschen, doch als keine neue Schriften unter seinem eigenen Namen erschienen, hatte es allen Anschein, denn Mackay war bereits bekannt: als Dichter, anarchistischer Propagandist, und Wieder-Entdecker von Max Stirner, dem Philosophen des Egoismus.

John Henry Mackay wurde am 6. Februar 1864 in Greenoch (Schottland) als erster Sohn eines schottischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren. Nach dem frühen Tod seines Vaters - Mackay war damals erst 19 Monate alt⁴ - wuchs er in Deutschland auf, mit Deutsch als Muttersprache. Er ließ sich hier jedoch erst um 1900 naturalisieren, als er seinen dauernden Wohnsitz in Berlin wählte. Dort wohnte er bis zu seinem Tod am 16. Mai 1933.

Obwohl Mackay einige Dichtungen früher veröffentlicht hatte, wurde er 1891 weit bekannt durch sein Buch Die Anarchisten, das bald in sieben Sprachen übersetzt wurde. Bis zur Jahrhundertwende erschienen seine Lyrik und Kurzgeschichten in den führenden deutschen literarischen Zeitschriften;⁵ seine Stirner-Biographie erschien 1898. Den Höhepunkt brachte 1901 sein Sport-Roman Der Schwimmer. Der Tod seiner Mutter im nächsten Jahr verursachte dann eine Depression, aus der er sich

erst 1905 mit dem Entschluß, sich für die Sache der "namenlosen Liebe" einzusetzen, rettete.

Er faßte den Plan, seine "künstlerische Kraft" anzuwenden, um andere Knabenliebhaber für den Kampf zu gewinnen. Die erste zwei Bücher der namenlosen Liebe erschienen 1906, aber als ersten Versuch veröffentlichte er schon 1905 unter den Namen Sagitta vier Gedichte in der Berliner Zeitschrift Der Eigene. Diese begann 1896 als anarchistische Zeitschrift der individualistischen Richtung Max Stirners, galt aber seit 1898 als Homosexuellenzeitschrift. Mackay teilte ihrem Herausgeber, Adolf Brand (1874-1945), niemals mit, daß er Sagitta war, obwohl sie sich persönlich kannten. Alle Gedichte und Briefe Mackays an Brand wurden von Dresden in der Handschrift seiner Freundin, der dortigen Schauspielerin Luise Firlé (1865-1942) geschrieben. Brand konnte aber erraten, daß Mackay der Verfasser war, und zwar ironischerweise wegen des obenerwähnten Gedichts "Walter: Oder das Gelage". Er hat es gelesen, kurz nachdem er das erste Sagitta-Gedicht bekommen hat: die Ähnlichkeit war überzeugend.⁶

Auch wenn Dobe erst 1914 erfuhr, daß Mackay Sagitta war, hatten sie sich schon früher kennengelernt, und zwar bei Mackays Freund, dem wohlhabenden Privatgelehrten Benedict Friedlaender (1866-1908). Dieser - so Dobe -:

ward Anreger zu Abenden, wo gleichgestimmte Männer sich in größerem Kreise trafen, anfangs in seiner Wohnung in der Potsdamer Straße 121a. Der erste solche Abend, bei dem ich eingeladen war, fand im April 1905 statt. Auf ihm las ein junger Medizinstudent namens Hartwig eine größere Dichtung vor, zu der ihn eine tiefgehende aber unglückliche Liebe zu einem jüngeren Freund angeregt hatte. Mackay war eigens deshalb gekommen, und so habe ich ihn an diesem Abend kennengelernt....

Wer einen jungen Freund hatte, brachte diesen mit, und so war eigentlich jedesmal eine Gesellschaft

beisammen, die sich getrost Platons "Gastmahl" zum Vorbild hätte nehmen dürfen.⁷

Mackay war zwanzig Jahre älter als Dobe und Hartwig, doch alle drei wurden später gute Freunde. Sie fanden sich alle auch zuweilen auf den Sitzungen des Wissenschaftlich-Humanitären-Komitees (WhK), wo Dobe selbst mehrmals Vorträge hielt.

Schon 1898 unterzeichnete Mackay die Petition des WhK für eine Reform des §175 des Strafgesetzbuchs - allerdings gab er dabei Zürich als seine Adresse an, obwohl er damals schon in Berlin wohnte. Aber Dobe berichtet zum ersten Mal, daß Mackay bei mehreren Sitzungen des WhK anwesend war. Die letzte fand am 14. Oktober 1906 in Hirschfelds Wohnung statt. Friedlaender, der Vorsitzender des Arbeitsausschusses war, hat nicht nur die Hirschfeldschen Zwischenstufentheorie abgelehnt, sondern gar Hirschfeld selbst unsaubere Geldgeschäfte vorgeworfen. Friedlaender war wegen seiner Krankheit nicht erschienen, und ließ sich von Dobe vertreten. Am Abend zuvor aber rief Hirschfeld seine Anhänger zu sich zur Beratung. Als Resultat, am nächsten Abend - so Hirschfeld selbst:

Von der Generalversammlung wurde der Antrag der vier anwesenden Obmänner Prof. Wirz, Dr. M. Hirschfeld, Dr. Merzbach und Dr. v. Römer, dahingehend, unter gleichzeitiger Auflösung des "Arbeitsausschusses" die Zahl der Obmänner mit der Inaussichtnahme allmählicher, organischer Erweiterung diesmal zu verdoppeln, fast einstimmig angenommen.⁸

Also, der direkte Einfluß Friedlaenders wurde ausgeschaltet, ohne ihn einmal zu nennen. Mackay war empört über diese Taktik. Dobe erzählt:

Protestierend erhob sich Mackay, ich folgte - Hirschfeld wollte diplomatisch vermitteln und uns nicht

aus dem bereits geschlossenen Haus lassen - ich sehe ihn jetzt noch vor mir, wie er uns mit erhobenen Armen beschwor: "Mein lllieber Herr Mackay...", als Mackay mit zorngerötetem Gesicht ihn anfuhr: "Ich schlage jetzt die Türscheibe ein, wenn Sie uns nicht gehen lassen!" Ein Journalist Stegemann, mit dem Mackay damals sehr befreundet war, kam mit uns, und wir saßen noch lange in einer Kneipe am Luisenplatz, Ecke Berliner Straße in Charlottenburg, und berieten.

Ins Wiss.-Hum.-Komitee wollten wir nicht zurück, und so wurde dies die Geburtsstunde der später von Friedlaender sogenannten "Sezession des Wiss.-Hum.-Komitees". Friedlaender, am nächsten Tag von mir informiert, entzog sogleich seine reichen Geldstiftungen dem Wiss.-Hum.-Komitee und stellte sie der Neugründung zur Verfügung. Leider war er noch immer so krank, daß er zu den Gründungssitzungen nicht erscheinen konnte.⁹

Tatsächlich wurde eine Sezession mit Herbert Stegemann als Vorsitzender begründet, doch war sie finanziell von Friedlaender abhängig und nach dessen Selbstmord in Folge seiner langjährigen Krankheit löste sich die Sezession auf.

Als der lange Sagitta-Prozess im Herbst 1909 endete, ging Mackay die ganze Nacht durch die Wälder in der Umgebung Berlins und "je weiter ich ging, um so ruhiger wurde ich, und langsam fand ich mich zurück zu mir selbst". Dann kehrte er heim und ging zurück "durch die Nacht und einem neuen Tage zu. Und als ich an ihm in den vertrauenden und reinen Augen meines Knaben die ewige Bestätigung dieser Liebe las, fand er mich ruhig und heiter wie immer".¹⁰ Es wird oft behauptet, daß die Sagitta-Bücher weitgehend autobiographisch sind, doch ist dies die einzige Stelle, wo er direkt von "meinem Knaben" spricht. Dobe versichert uns aber, daß die Sagitta-Bücher auf seinen eigenen Erfahrungen beruhen, insbesondere der Roman Fenny

Skaller, den Dobe geradezu Mackays "Lebens- und Liebesbeichte" nennt. Er beschreibt auch einige seiner Knaben, besonders den Berliner Schüler Atti, in den sich Mackay im Frühjahr 1916 "glühend" verliebt hatte. Atti war damals ein Schüler der Franckeschen Stiftungen in Halle; sie hatten sich in den Schulferien in Berlin kennengelernt.

Mackay äußerte seine Empfindung in Zetteln, die er oft in den Briefkasten Hartwigs steckte. Als Hartwig 1933 nach Südamerika ging, gab er Dobe sämtliche Zettel Mackays; Dobe zitiert hier mehrere davon. Zum Beispiel: Mackay wollte etwa vor Ostern 1916 wissen "an welche Schule (Gymnasium oder Realschule) hellbraune (hellbraune bis braune) Sametmützen getragen werden". Kurz danach schrieb er:

Ich habe sie gefunden - die hellbraune Mütze!! - Sie ist hübsch, diese braune Mütze, aber viel hübscher sind die braunen Augen darunter, und der ganze Junge, aus dem sie heraussehen.

Wenn ich nicht so entsetzlich mißtrauisch gegen jedes Glück geworden wäre, würde ich wieder hoffen, noch einmal Etwas zu haben, aber ich wage ja gar nicht mehr, mich zu freuen! - Schreiben aber wollte ich Ihnen doch, denn ein Wenig freuen Sie sich doch mit mir. Es ist nämlich wirklich Etwas Besonderes!"¹¹

Etwas später noch:

Und heute, wo ich mit diesem Stück frohen und lustigen Lebens wieder zusammen war, glaubte ich fast, es kann so etwas werden wie ein Glück.¹²

Leider entsprach Atti nicht den Hoffnungen Mackays. In einem Zettel, der sich 12. Juni 1916 datieren läßt, schrieb Mackay an Hartwig:

Die letzten Tage haben mir keinen Zweifel mehr gelassen, daß - auch, wenn er bliebe und nicht morgen von mir ginge, es nicht das gewesen und werden kann, was ich erhoffte; auch er ist eben ein Berliner Junge, und die sind uns in der Liebe "über". - Vielleicht, wenn ich ihn immer bei mir hätte - aber auch das wäre mehr, als ich jetzt noch leisten könnte.

Er ist fast meine letzte Hoffnung gewesen. Ich will nicht von ihr lassen, aber sie trägt mich auch nicht mehr....

Ich glaube, ich lebe nicht mehr lange. Ich fühle das heute Abend mehr als je.¹³

Aber nicht alle Beziehungen Mackays zu Knaben waren unglücklich. Er sagte Dobe zwar, daß die Kämpfe mit seiner Veranlagung "so schwer und so düster" waren, wie er sie in Fenny Skaller geschildert hat. Doch er fügte stets hinzu: "Ich habe dadurch in meinen jungen Jahren viel Liebe entbehren müssen - das hol' ich jetzt aber alles nach!"¹⁴

Hartwig und Dobe haben auch Mackays Vorbereitungen für seinen Roman Der Puppenjunge miterlebt. Dobe erzählt davon:

Dies Buch, in Aufbau, Schürzung des Knotens und seiner Lösung, wohl das reifste Kunstwerk Mackays, ist zugleich eins der wahrsten Bücher, die je geschrieben: ich habe den Dichter, zuweilen auch noch mit Dr. Hartwig, bei allen seinen Studienfahrten dazu durch Berlin begleitet, ich habe mitangesehen, was er beschreibt und ihn selbst dabei beobachtet. Im Laufe des Jahres 1924 besuchten wir planmäßig die im Berliner Volksmund so genannten "schwulen" Kneipen, indem wir aus der Zeitschrift "Die Freundschaft" den bezüglichen Ankündigungen folgten, und zwar mit solcher Gründlichkeit, daß wir keine einzige ausließen, so schwer sie sich auch oft finden ließen.¹⁵

Nach Dobe war "die Adonisdiele, die in diesem Buch die Hauptrolle spielt", in Wirklichkeit das Marienkasino, das später wegen Kokainhandel polizeilich geschlossen wurde. Dobe gibt hier ein lebendiges Bild von Mackay:

Im Sommer und Herbst 1924 ging der Dichter keine Verabredungen ein: "Sie treffen mich, so oft Sie wollen, immer von sechs Uhr abends an im Marienkasino!" und ich leistete ebenso wie Dr. Hartwig diesem Wort Folge, sooft ich konnte. Da saß Mackay dann im hinteren Zimmer am Kopfende eines langen schmalen Tisches, mit dem Rücken gegen die Wand, und um ihn zwei, drei, vier, auch noch mehr Jungen, ließ für sie Wurststullen, Zigaretten und Bier kommen und ließ sie erzählen, erzählen, und immer wieder erzählen.¹⁶

In einem kurzen Nachwort gibt Kurt Zube, Sekretär der Mackay-Gesellschaft, einige Erläuterungen und Berichtigungen. Zum Beispiel, Dobe nannte nicht den Mann, der als Knabe ein "Freund fürs Leben" Mackays wurde. Nach Zube muß er Otto Hannemann gewesen sein, der von "Mackay zu einem der beiden Erben (und Testamentvollstrecker) bestimmt wurde". Zube schreibt weiter:

Es wäre eine interessante Aufgabe gewesen, den vorstehenden Text noch etwas gründlicher zu kommentieren: jedoch erschien es zweckmäßig, einen solchen Kommentar auf das Notwendigste zu beschränken und auch nichts an der mitunter etwas saloppen und undifferenzierten Ausdrucksweise Dr. Dobes zu ändern, denn es sollte ja dessen persönlicher Eindruck von Mackay vermittelt werden.¹⁷

Und dies ist wirklich der Wert des Buchs. Historiker dieser

Zeit werden wenig Neues hier finden, aber Dobe gibt ein Porträt von Mackay, das ihn für uns lebendig macht. So empfiehlt sich das Buch nicht nur den Mackay-Bewunderern, sondern auch dem weiteren Publikum.

Dobes Memoiren, die zum Programm des Verlages der Mackay-Gesellschaft (jetzt von der Edition Plato übernommen) gehören, sind eine willkommene Erweiterung unserer Kenntnis des Dichters, des individualistischen Anarchisten, und besonders des Knabenliebhabers John Henry Mackay. Außer dem Manuskript Dobes hat die Staatsbibliothek, Berlin (DDR), noch etwa 120 Postkarten und Briefe von Mackay an Dobe. Sie werden vielleicht noch mehr Licht auf diesen mutigen Kämpfer für die "namenlosen Liebe" werfen.

Hubert Kennedy

Anmerkungen

1. Mackay an Tucker, 11. Mai 1908, Benjamin R. Tucker Papers, New York Public Library, New York, USA.
2. Mackay an Tucker, 12. Oktober 1908, BRT Papers, NYPL.
3. John Henry Mackay, Die Buecher der namenlosen Liebe von Sagitta, 1. Band (Berlin: Verlag rosa Winkel, 1979), S. 491.
4. Mackay selbst gab widersprechende Hinweise darauf. Das Registration Office for Births, Deaths and Marriages, Greenoch (Schottland) bestätigt aber, daß sein Vater dort am 11. September 1865 starb.
5. Z.B., Die Gesellschaft, Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, Pan, Jugend, Simplizissimus, Die Zeit (Österreichische Rundschau).
6. Siehe Hubert Kennedy, "Das Geheimnis von Sagitta", Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte, nr. 1 (1987): 4-19.
7. Friedrich Dobe, John Henry Mackay als Mensch (Koblenz: Edition Plato, 1987), S. 53-54.
8. Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 5 (1906): 202.
9. Dobe, S. 52.
10. Mackay, S. 48.
11. Dobe, S. 71.
12. Dobe, S. 72.
13. Dobe, S. 75.
14. Dobe, S. 65.
15. Dobe, S. 78-79.
16. Dobe, S. 79.
17. Dobe, S. 89.



DAS MAGAZIN DER EINSAMEN

NUMMER 12

DEZEMBER 1932

7. JAHRGANG

NACHDRUCK SÄMTLICHER ARTIKEL NUR MIT QUELLENANGABE GESTATTET

Heiliger Abend

Um mich ist alles so märchenstill,
Die Kerzen nur knistern am Baum,
Der Duft der Tanne wiegt mich sanft
In einen seltsamen Traum.

Es klingt ein Lied durch die heilige Nacht —
Da öffnet sich leise die Tür,
Ich fühl' deine Hand auf meinem Haar
Und ich fühl': Du bist wieder bei mir!

Ganz fest halt ich jetzt deine liebe Hand,
Die Tränen rinnen sacht:
So sitzen wir beide. Im stummen Glück
Vergeht die Weihenacht.

Dann küßt du mich zärtlich und sagst mir noch
Ein letztes liebes Wort,
Das Lied verklingt, eine Tür schlägt zu,
Und lächelnd gehst du fort.

Und wieder ist alles so märchenstill,
Die Kerzen verlöschen am Baum,
Ein grauer Morgen weckt mich rauh
Aus einem seltsamen Traum.

Bruno Balz

Bruno Balz war seit etwa 1924 jahrelang Mitarbeiter an den Berliner Schwulenzeitschriften des Verlegers Friedrich Radszuweit. Seine zahlreichen Gedichte und Kurzgeschichten, die in den Blättern "Die Insel", "Das Freundschaftsblatt" und "Blätter für Menschenrecht" unter seinem vollen Namen erschienen, müssen heute als ausdrucksstarke Dokumente der ästhetisch-literarischen Bedürfnisse und - was die Inhalte betrifft - des Lebensgefühls der Schwulen im Berlin der Zwanzigerjahre gelesen werden. Ein Gedicht wie "Heiliger Abend" ist nicht die private Produktion eines Vereinsamten zu Trost und Erbauung, sondern ein öffentliches Manifest der schwulen Gefühlswelt jener Zeit. Immerhin träumt das schwule Ich hier von schon einmal genossenem und nicht nur erträumtem Liebesglück ("Du bist wieder bei mir"), es muß nicht, wie das in entsprechenden älteren Texten geradezu stereotyp zum Ausdruck kommt, von Anfang an nur schmachten und entsagen. Doch ist es mehr als bloß Andeutung der elenden Zeitumstände im Dezember 1932, wenn es am Ende heißt: "Ein grauer Morgen weckt mich rauh".

Bruno Balz wurde am 6. Oktober 1902 in Berlin geboren, er starb als der vielleicht erfolgreichste Textdichter heterosexueller Schlagermusik in seiner Villa in Bad Wiessee am 14. März dieses Jahres.

Die "Freunde eines Schwulen Museums in Berlin" werden Bruno Balz auch deshalb ein ehrendes Andenken bewahren, weil er mit mehreren wertvollen Spenden von Büchern und Dokumenten zum Aufbau des Archivs und der Bibliothek beitrug. M.H.

Kann Geschichte schwul sein?

Nein. Trotzdem gibt es CAPPI.

Können Buchläden schwul sein?

Nein. Trotzdem gibt es PRINZ EISENHERZ.

Können Bücher schwul sein?

Nein. Trotzdem haben wir sie.

Zum Beispiel:

Bernard Sergent: HOMOSEXUALITY IN GREEK MYTH

engl, gebunden, 344 Seiten, 58,--

LESBIANISM AND FEMINISM in GERMANY, 1895 - 1910

Reprint, gebunden, o.S., 33,--

Rafaël Carrasco: INQUISICION Y REPRESION SEXUAL EN VALENCIA

Historia de los 'sodomitas' (1565 - 1785)

spanisch, Paperback, 250 Seiten, 29,80

Watanabe/Iwata: LA VOI DES EPHEBES

Histoire et histoires des homosexualites au Japon

französisch, Paperback, 103 Seiten, 60,--

Arthur Evans: THE GOD OF ECSTASY

Sex-Roles and the Madness of Dionysos

engl, gebunden, 286 Seiten, 36,80

DAS LILA WIEN UM 1900

Zur Ästhetik der Homosexualitäten

Paperback, 127 Seiten, 26,--

Ilse Kokula: Die unvollendete Aufklärung

Von Belle van Zuylen zur Entkriminalisierung homosexueller
Frauen und Männer - Eine Rede

Broschur, 19 Seiten, 5,--

Martin Bauml Duberman: ABOUT TIME

Exploring the Gay Past

engl, Paperback, 377 Seiten, 21,80

Wayne R. Dynes: HOMOSEXUALITY - A RESEARCH GUIDE

Die bisher umfassendste Bibliographie

engl, gebunden, 853 Seiten, 118,--

Warmerdam/Koenders: CULTUR EN ONTSPANNING

Die Geschichte des COC Holland 1946 - 1966

holländisch, Paperback, 413 Seiten, 36,--

Samshasha (Xiaomingxiong): HISTORY OF HOMOSEXUALITY IN CHINA

chinesisch, Paperback, 373 Seiten, 36,--

und ... und ... und ...

Wir besorgen gerne jedes -lieferbare- in- und ausländische
Buch. Alle zwei Monate neuer Prospekt.

PRINZ EISENHERZ, BLEIBTREUSTRASSE 52, 1000 BERLIN 12 3139936